<36620204680010

Sabinens Freier.

Auf schwankem Boden.

Zwei Novellen

von

W. Heimburg.

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Sabinens Freier.

Diese Sabine ist mein Patenkind.

Eigentlich hatte ich im Sinn, die Ehre dieser Gevatterschaft abzulehnen; ja, ich war so wütend über das elegante Papierkärtchen, welches den Lieutenant Viktor von Brenken dazu einlud, daß ich es auf den Tisch warf und sporenklirrend im Zimmer auf und ab schritt, überlegend, ob ich nicht die Czapka aufstülpen und mir einige Tage Urlaub von meinem Kommandeur holen solle, um eine dringende Reise als Grund meiner Ablehnung angeben zu können. Eine solche Zumutung kann auch nur von einer Frau gestellt werden, die — na — die gar nicht weiß, wie weh sie einem gethan hat! Wahrhaftig, da hatte sie noch etwas an den Rand hingekritzelt, da stand — ich habe das alte Ding mit dem Goldrand noch — da stand:

„Mein lieber Viktor! Es bittet Dich in alter Freundschaft, bei meiner Kleinen Pate zu sein, Deine Leni."

Na, dann los! Aber, weiß Gott, ich hätte lieber Holz gehackt, als das alles mit angesehen. Erstlich das Gesicht des Taufvaters! Ich bin nicht unparteiisch, und wollte ich hier sein Bildnis malen, so könnte es am Ende doch zu unvorteilhaft ausfallen — aber das ist und bleibt wahr und das kann jetzt noch jeder sehen, der sein Ölbild betrachtet, daß er, der Herr Justizrat Bayer, kein Adonis war, im Gegenteil eine

entfernte Ähnlichkeit mit einer Bulldogge hatte. An diesem Tage nun verzog er zwar das verdrießliche breite Gesicht zu einem verbindlichen Lächeln, aber dieses Lächeln machte keinen ganz ungezwungenen Eindruck, denn er hatte eigentlich etwas von einem kräftigen Buben in die Zeitung setzen lassen wollen, und nun war da ein Fräulein, ein so kleines, zartes Geschöpfchen, daß die Großmama, bei der ich mich nach dem Ergehen ihrer Tochter und dem ihrer Enkelin pflichtschuldigst erkundigte, mir sagte: „Ach Viktor, das Kind ziehen wir nicht groß! Paß auf, es erlebt die Taufe gar nicht!"

Nun war aber doch diese Taufe da.

Der Pomp, der entfaltet wurde, hatte beinahe etwas Brutales; ich begriff Tante Klara und Cousine Leni nicht, daß sie bei ihrem feinen Geschmack eine derartige Überladung duldeten. Freilich, wie ich dann die Leni so blaß, mit gesenktem Köpfchen neben dem Altar sitzen sah, der in dem mit gelber Seide ausgeschlagenen Salon hergestellt worden war, und wie ich dann einen Blick that nach dem, dem sie angehörte, der eine funkelnde Brillantgarnitur im Vorhemd und einen daumennagelgroßen Solitär am Zeigefinger trug und mit seiner Riesenfigur sämtliche Anwesenden überragte, da sagte ich mir: hier gilt nur ein Wille! Diese zarte kleine Frau kann nichts anderes thun als ihr Köpfchen beugen, immer wieder beugen. Selbst meine resolute Tante Klara wagte es trotz ihrer schwiegermütterlichen Stellung nicht, ihm zu widersprechen.

Es war eine sehr stattliche Gesellschaft, die sich um den Tauftisch versammelt hatte; eine große Anzahl von „Freßgevattern" und acht Paten, darunter der Landrat, die Frau Kommandeuse, Großmama, eine Freundin Lenis, Sophie von Plessen, ich — die andern weiß ich nicht mehr zu nennen. Eine Menge Kerzen brannte an den Wänden und auf dem

Glaslüster, trotz der Tageshelle, und die Nachmittagssonne wob um Lenis braunes krauses Haar eine Strahlenkrone, die ihr das Ansehen einer Madonna verlieh. Ich glaube, auch die Taufrede, die der alte Pastor Funk hielt, war schön und rührend, denn meine beiden Nachbarinnen schluchzten in ihre Taschentücher. Ich? Mir war schlecht zu Mute, ich konnte die Augen nicht von Leni wenden, und als mir endlich die hochbelobte Frau Schmidt das weiße mit blauen Schleifen besteckte Spitzenbündel in die Arme legte und ich in ein Paar stiller, grünlichklarer Kinderaugen blickte, die ausdruckslos und doch wie staunend an den Knöpfen meiner Uniform hingen, kam mir auch so ein eigentümliches Schlucken in die Kehle, daß ich froh war, als mir die Kleine wieder abgenommen wurde.

Leni hielt, als wir nach beendeter Zeremonie uns glückwünschend nahten, meine Hand ein wenig fester als sonst in der ihrigen, aber sie sah an mir vorüber. Und dann schrie mir der Hausherr den Namen meiner Tischnachbarin in die Ohren und ich führte Fräulein Sophie von Plessen in den Speisesaal.

Wie gesagt, es ging hoch her. Bayer war als Feinschmecker bekannt, und „Johannisberger Schloß“ mit Trüffelpüree kann man ja immerhin genießen, wenn man auch den Gastgeber am liebsten dahin wünscht, wo der Pfeffer wächst. Es wurden viele Reden gehalten. Leni und ich tranken uns ein paarmal zu, und als ihr Wohl ausgebracht wurde, stand ich auf und ging mit dem Schwarm der Gäste zu ihr hinüber. Wir sahen uns auch an beim Berühren der Gläser, und da hatte ich das Unglück, die weiße Seide ihres Kleides mit „Röderer“ zu begießen. Ich entschuldigte mich aber nicht, und sie lächelte nicht verzeihend wie sonst; in ihren Augen hatte ich etwas gesehen wie Thränen, und die galten nicht dem Kleid.

Nach Tisch — der Salon war zum Tanzsaal hergerichtet — fing der übliche Walzer an. Ich wand mich wie ein Aal durch die Menge und eroberte Leni noch mit knapper Not.

„Du, Cousine," fragte ich, „wann tanzten wir zum letztenmal zusammen?"

Und schon im Wirbel des Tanzes sagte sie: „An dem Tage, bevor ich — — ach, Viktor!"

Wir standen still, sie mit erblaßtem Gesicht und fast verzerrtem Lächeln. Und dann begann sie hastig zu plaudern.

„Weißt du auch, Vetter, warum ich die Sophie Plessen neben dich setzte? Du mußt ans Heiraten denken, hörst du? Du bist sechsundzwanzig Jahre, und deine Mutter wünscht es so sehr." Und ehe ich noch antworten konnte, bat sie: „Laß mich noch einmal mit dir tanzen, Viktor!"

Ich legte den Arm um sie. „Leni, ist dir das gut? Du hustetest eben."

„Ach ja," sagte sie traurig und ließ den Kopf sinken, „der Arzt hat es mir überhaupt verboten! Aber weißt du, Viktor, hol' mir ein Tuch, ich will einmal in die Kinderstube gehen."

Ich holte ihr das Verlangte, irgend eine Hülle aus der Stube, wo die Damen abgelegt hatten, und dann fragte ich: „Darf ich mitkommen?"

„Ja, komm!"

Das Zimmer lag im oberen Stock und war groß und still; eine Nachtlampe erhellte es nur dämmernd. Auf den Zehen schlichen wir über den Teppich zu dem weißverhangenen Bettchen. Die alte Kinderfrau, die im Winkel in einem Lehnstuhl geschlafen hatte, verschwand, als sie uns erblickte, wohl froh, sich durch einen Schluck Bowle in der Küche stärken zu können. Leni aber hatte sich über die Wiege gebeugt und ihr schönes Gesicht lag fast auf dem winzigen Kopfe des Kindes.

„Du armes kleines Ding!" hörte ich sie flüstern. Dann sank sie auf den Stuhl neben dem Bettchen und zupfte gedankenschwer an den Spitzen der Decke.

„Sie schläft schon," sagte ich, mich zum Scherzen zwingend, „sonst würde ich ein Wiegenlied singen, Cousine." Und ich zog ein Schemelchen herzu und hockte mich zu ihren Füßen.

Sie faltete plötzlich die Hände im Schoß; ich hielt das Ende einer Schleife von ihrem Kleide zwischen den Fingern und spielte damit. Kein Laut, kein Ton hier oben, nur das leise Atmen des Kindes und das einförmige Ticken der Schwarzwälder Kuckucksuhr an der Wand. Ich konnte kein Auge von ihr verwenden; ich hatte diese Frau so unendlich geliebt, hatte bestimmt geglaubt, daß sie die Meine werden würde, und wenn das nicht, daß sie wenigstens keinem andern gehören dürfe. Aus Sorge, aus wahnsinniger Angst, sie sei zu zart, war ich ihr gegenübergestanden wie einer Heiligen, der irdische Wünsche gar nicht nahen dürfen. War sie doch die Einzige, die der Tante Klara geblieben war von fünf blühenden Töchtern; alle, alle starben sie weit drunten im Süden, wo sie gemeint hatten, ihre kranken Lungen zu kräftigen, zu heilen. Mit Leni blieb die Tante auf den Rat der Ärzte hier, da sie anscheinend gesund war, und doch kam sie uns allen vor wie eine dem Tode Geweihte. Ihre zarte, fast überirdische Schönheit hatte mir Arm und Zunge gelähmt, so daß ich sie nicht an mein Herz zog, um ihr zu sagen: „Ich liebe dich, Leni — sei mein!"

Monatelang war ich wie im Taumel umhergewandert und umhergeritten, immer mit dem Zweifel kämpfend: darf ich sie begehren? — immer wieder mich überredend, ich dürfe ihren Frieden, ihr sonniges Mädchendasein nicht stören; immer in dem Glauben, Tante Klara werde sagen, wie sie zu ihrem Schwiegersohn gesagt hatte, als ihre zweitjüngste Tochter nach

kaum einjähriger Ehe starb: „Hätte sie hier so still weiter gelebt — ich besäße sie noch!“

Nein, ich fand nicht den Mut, die Tante um dieses ihr Letztes zu bitten. Ich wußte auch nicht, ob Leni mich liebe. Bis zu dieser Stunde wußte ich es nicht. Ich war grenzenlos zurückhaltend gewesen, unser Verkehr ein geschwisterlich inniger. Nur einmal auf einem Ball — da glaubte ich etwas in ihren Augen zu lesen, das mich in den Himmel hob und dann tiefer denn je zu Boden drückte. Sie durfte wenig tanzen, aber wir hatten wenigstens zusammen den Kotillon abgesessen oder waren noch dabei, da brachte mir ihre beste Freundin, die Sophie von Plessen, einen Orden. Von besagter Sophie ging die Rede, daß sie mich nicht ungern sähe; im Kreise der Kameraden wurde ich mit ihr des öftern geneckt. Ich selbst hatte nichts bemerkt, mich nahm das Eine so völlig gefangen. Nun, wo ich im Tanz mit der großen stattlichen Blondine dahinflog, die so recht das Bild der Gesundheit war, verfolgte uns ihr Auge mit einem Ausdruck, den ich noch nie darin gesehen hatte, gespannt, ja düster, und so blickte sie uns auch entgegen.

„Was ist dir, Leni? Bist du nicht wohl?“ war meine Frage gewesen.

Sie versuchte zu lächeln, aber es gelang ihr nicht. Nach einer Weile sagte sie leise: „Sie ist schön, die Sophie — nicht wahr, Viktor?“

„Ich weiß es nicht, Leni,“ antwortete ich, „möglich, daß sie von vielen für schön gehalten wird — ich habe nicht darüber nachgedacht.“

Da ging so ein strahlendes Lächeln über ihr brünettes Gesichtchen, und mit einem Aufleuchten der glänzenden klaren Augen sagte sie: „Ach, Viktor, einmal möchte ich mit dir tanzen heute abend — einmal, es wird ja nicht schaden!“

Und dann tanzten wir zusammen.

In jener Nacht faßte ich den Entschluß, am andern Tage mit Tante Klara zu reden, ihr mein gequältes Herz offen darzulegen. Am liebsten wäre ich schon in aller Morgenfrühe hingegangen, aber der Dienst verhinderte mich, und mittags hatten wir Gäste am Tische unseres Kasinos, so daß ich erst gegen Abend dazukam, das Witwenheim Tante Klaras im alten Brenkenhause aufzusuchen. Ich pflegte fast jeden Tag um diese Stunde hinzugehen; es war nicht gebräuchlich, daß mich das alte Lieschen anmeldete. Aber heute schritt ich die breite Stiege hinauf, die ich unzählige Male schon erklommen hatte in Bangen oder Hoffen, je nachdem, und trat nach kurzem Anklopfen in das große Wohnzimmer.

Die letzte Dämmerung des Februarabends erhellte noch eben notdürftig die liebe alte Stube, aber doch noch genug, um mir mit einem einzigen Schlage zu zeigen, was mir das Schicksal angethan hatte. Da stand sie, die zarte leichte Gestalt, von dem Arm eines großen Mannes umfaßt; vor ihnen die Mutter, die beider Hände hielt. Wie die Schlußscene eines glücklich endenden Schauspiels war es anzusehen.

Ich weiß nicht mehr, wie ich die Treppe hinunter und in meine Wohnung gekommen bin. Das, das hatte ich nicht erwartet! Mir war es ja nicht unbekannt geblieben, daß der Rechtsanwalt Bayer um Helene herumschmachtete, aber in alle Ewigkeit nicht wär' in mir der Gedanke aufgetaucht, daß dieser plumpe Geselle die Hand ausstrecken könne nach dem vergötterten Mädchen. Es waren fürchterliche Stunden, die nun folgten. Anfänglich dachte ich daran, mich versetzen zu lassen; dann kam es wie Trotz über mich — ich wollte dennoch bleiben. Und thatsächlich bekam ich es fertig, ihr mit lächelnden Lippen Glück zu wünschen inmitten einer Menge anderer Besucher, die zu gleichem Zwecke erschienen waren. Draußen

aber, als ich an der Küchenthür vorüberschritt, da stand „de oll Lieschen“ und hielt mich am Ärmel meines Paletots fest.

„Herr Leutnant,“ flüsterte sie, „wat uns Frölen is, de is nicht schuld. Uns gnä Fru — — ach Gott, Herr Leutnant, Sei glöwen nich, wat Leni kämpft hat mit ehr lüttes Hart! Ik mein, Herr Leutnant, dit Paar stimmt nich tosamen.“

„So, so, die ‚gnä Fru‘?“ sagte ich. „Nun, es wird schon gut werden, Lieschen.“ Von dem Augenblick an war meine Verehrung für Tante Klara spurlos verschwunden.

Ach, und nun! Nun wußte ich ja längst, daß sie nicht glücklich war. Nun saß sie da vor mir, und jeder Zug ihres lieben Gesichtes erzählte von inneren Kämpfen; auf den zarten Wangen aber, da brannten zwei Rosen, die nur zu deutlich sprachen — vom Vergehen, vom Scheiden!

Und sie war nicht mein gewesen. Ich hatte nicht den Mut gehabt, sie an meiner Seite sterben zu sehen, nicht den Mut gehabt, sie zu verlieren nach kurzem Glück — ich Thor! Vielleicht starb sie nicht, wenn ich sie besaß! Wie kann der Tod etwas nehmen, das man so fest hält, so vergöttert? Unmöglich! Und nun — — Mein einziger Trost war noch, daß sie meine Liebe vielleicht doch nicht erwidert, daß sie nur schwesterlich an mich gedacht hatte.

„Viktor!“ sagte sie leise und riß mich aus diesen Gedanken.

„Leni!“ antwortete ich.

„Hör', Viktor, du mußt mir etwas versprechen —“

„Was du willst, Leni!“

Sie neigte sich etwas herunter, so daß ihr schönes klares Antlitz dicht vor dem meinigen leuchtete. „Viktor, ich weiß, lange lebe ich nicht mehr. Nein, sprich nicht dazwischen, sei ruhig!“ Und ihre kleine Hand preßte sich auf meinen Mund. „Laß es mich doch ein einziges Mal von der Seele herunterreden, was mir keine Ruhe läßt bei Tag und Nacht

seit der Stunde, in der die Kleine zum Leben erwacht ist. Sieh, ich weiß bestimmt, ich sterbe bald, und ich würde ja so leicht von hier gehen, wenn mich dies nicht hielte.“ Sie neigte den Kopf ein wenig nach dem Bettchen. „Nun weiß ich aber keinen weiter auf der Welt, Vetter, als dich, den ich bitten könnte um eine große echte Liebesthat. Du bist immer so gut gegen mich, Viktor, sehr gut —“

Sie schwieg ein Weilchen, dann fragte sie: „Findest du nicht, daß sie mir ähnlich sieht? Ach, und das ist so schrecklich; sie wird ein ebenso armes herzenseinsames Geschöpf werden wie ihre Mutter. Bayer wird es ihr nie verzeihen, daß sie kein Bube ist, und wenn sie erst eine Stiefmutter hat, dann wird sie ebenso ohne echten wahren Sonnenschein aufwachsen wie ich und wird sich ebenso tief danach sehnen und ebenso todesunglücklich sein wie ich.“

„Aber Leni,“ sagte ich mühsam, „wer, von dem du Liebe geheischt, würde sie dir versagt haben?“

Sie preßte heftig meine Hand. „Du!“ sagte sie; es klang wie ein erstickter Schrei. Dann ließ sie meine Rechte fallen und sank kraftlos zurück.

Hatte sie es wirklich gesprochen, dieses „du“? Oder war es nur ein Seufzer gewesen, der mir geklungen hatte wie jenes Wort — eine thörichte, sündhafte Einbildung?

Wir waren beide verstummt, aber mir klopfte das Herz wie wahnsinnig. Ich fühlte, dieses Schweigen durfte nicht länger dauern, dieses Beisammensein hier ebenfalls nicht, wenn ich ihr nicht zu Füßen fallen, ihr alles gestehen sollte, was ich um sie gelitten. Wie im Krampf umklammerte ich den Rand des Bettchens und fühlte, wie mir die kalten Tropfen auf der Stirne perlten.

„Leni,“ sagte ich heiser und richtete mich mühsam auf, und allmählich erst erstarkte meine Stimme, „Leni, wenn's

dir eine Beruhigung ist, so verspreche ich dir, ich werde mich als Patenonkel comme il faut deinem Fräulein Tochter gegenüber aufspielen. Ich" — jetzt versuchte ich zu lachen — „ich werde ihr Ballkleider kaufen, Reitpferde aussuchen und womöglich auch einen Mann, vorausgesetzt, daß dir alle diese Dinge gefallen, denn ans Sterben, Leni — wie kannst du ans Sterben denken!"

Sie sah mich noch immer starr und traurig an. „Ein gutes Wort nur will ich für sie, Viktor, wenn ihr 'mal das Herz weh thut. Du hast vielleicht dann eine liebe Frau, eine traute Häuslichkeit — laß sie davon ein wenig mitgenießen; es wird nicht viel Gutes für sie aufgehoben sein im Leben, in diesem Hause. Ach, es würde mir soviel leichter werden, das Fortgehen von ihr, wenn — —"

„Sie war aufgestanden und beugte sich wieder über die Kleine. „Komm'," sagte sie dann, ihre Hand auf meine Schulter legend, „komm', Viktor — ich weiß es, du hältst Wort; wenn auch dein Mund nichts verspricht, dein Herz hat's gethan. Komm', es ist besser, wir gehen. Großes Kind," fügte sie dann weich hinzu und strich mir mit den kühlen Fingern leicht über die nassen Augen. „Aber denke dir, ich freue mich in dem Gedanken, daß du mir eine Thräne nachweinen wirst, wenn ich tot bin."

„Leni!" flüsterte ich fassungslos und griff nach ihrer Hand. Aber sie wandte sich rasch ab und ging der Thür zu, und ich folgte ihr, zitternd wie ein Fieberkranker.

Ihr Mann kam ihr mit weinrotem Gesicht entgegen und zog ihren Arm in den seinigen. Ich konnte es nicht mit ansehen, ich konnte diese ganze übermütige Taufgesellschaft nicht mehr ertragen, suchte im Flur Mantel und Säbel und ging. Der graue Morgen fand mich noch in der Ulanka vor dem Schreibtisch sitzend, ich hatte mein Versetzungsgesuch geschrieben,

zu gleicher Zeit mit der Bitte um Urlaub. Mein Schwager war damals Adjutant an maßgebender Stelle, und ich hatte mich privatim an meine Schwester gewandt, ihr mein ganzes Seelenleid geschildert, und sie gebeten, so diskret als möglich ihren Mann zu beeinflussen, um das Ungewöhnliche für mich zu erlangen.

Am Tage nach der Taufe reiste ich ab und kehrte erst, als die Versetzung genehmigt war, zurück, um mich abzumelden. Ich war zu einem Regiment in Ostpreußen beordert.

Wie bei allen anderen Abschiedsbesuchen kam ich auch zu Bayers in Czapka und Ulanka. Als mir das Stubenmädchen erzählte, der Herr sei auf einer Geschäftsreise, glaubte ich einen Augenblick lang, es sei besser, nur eine Karte abzugeben, dann aber fand ich, daß ich ein Abschiedswort von ihr wohl noch mit hinübernehmen dürfe in die öde Zukunft, ja, daß ich schließlich das Recht hätte, zum Dank für mein Opfer ihr nochmals die liebe Hand zu drücken — und so stand ich ein paar Minuten später vor ihr. Sie saß in ihrem kleinen Boudoir am Ofen in einem Sessel, das Kind auf dem Schoße.

Sie sah mich groß an, als habe sie mich erwartet. „Du willst mir Lebewohl sagen, Viktor?"

„Jawohl, Cousinchen!" versuchte ich zu scherzen, „dir und dem Fräulein Sabine da. Wenn ich sie wiedersehe, wird sie hoffentlich ‚Onkel' sagen können."

„O, ich denke jawohl," flüsterte Leni.

Ich begann nun geflissentlich von allem möglichen zu erzählen, richtete die Grüße aus, die mir Mutter und Schwester für sie aufgetragen hatten, sprach von meiner neuen Garnison, kurz, ich schwatzte das Blaue vom Himmel herunter, nur um das entsetzliche laute Klopfen meines Herzens zu betäuben.

„Nun, dann leb' wohl, Viktor," sagte sie, mich plötzlich unterbrechend, als wollte sie die Qual des Abschieds kürzen.

„Du weißt, wer glücklich ist, wenn es dir gut geht. Unmittelbar werde ich nichts von dir hören, aber deine Mutter und die meine, die schreiben sich ja, ich werde also immer wissen, wie du lebst, ob du glücklich bist — so lange ich noch — —"

Sie brach ab. Ich hatte ihre Hand ergriffen und drückte sie an meine Lippen.

„Leb' wohl, Viktor! Ich weiß, weshalb du gehst — ich danke dir!" Ich wandte mich rasch um und schritt der Thüre zu, da rief sie noch einmal meinen Namen: „Viktor!"

Sie hatte das Kind auf den Sessel gelegt, von dem sie sich erhoben. „Vergiß Dein Versprechen nicht!" bat sie mit versagender Stimme und streckte mir die gefalteten Hände entgegen.

„Nie, Leni, nie!"

„So leb' wohl, Viktor!"

Ich konnte nicht antworten. Ich sehe sie noch heute vor mir stehen. Sie trug ein helles faltiges Hauskleid, ihre leichte Gestalt hatte etwas Überirdisches, wie sie sich abhob von dem dunklen Hintergrund.

Und dieses eine Mal suchten sich unsere Augen so, als ob nichts dazwischen stände, was diesen Blick zur Sünde machte. Wer solchen Blick kennt, der weiß, daß er weher thut als alle andern Schmerzen der Welt zusammen, der weiß, daß man ihn brennen fühlt, so lange man lebt, und das Gefühl, sich vorwurfsfrei benommen zu haben, ach, das ist erst dann ein Trost, wenn die ersten wahnsinnigen Schmerzen sich abgestumpft haben. In jener Minute hab' ich es nicht als Erleichterung empfunden! Ich stürzte fort, elend wie noch nie. Ich wußte, ich sah sie nicht wieder.

Fünf Jahre später, in dem großen herrlichen Jahre 1870 war es, da erhielt ich ihre Todesnachricht. Fünf lange Jahre hatte sie gebraucht zum Sterben! Tante Klara schrieb es mir;

der Brief war fast unleserlich von den Thränen, die auf das Papier gefallen waren. Drinnen lag ein kleines Briefchen.

Ich weiß noch genau, wo es war, als diese Botschaft kam; man vergißt bei großen Schmerzen und großem Glück auch nicht die kleinsten Nebendinge. In dem Salon eines Schlosses bei Paris war es, um Weihnachten. Man hatte die Möbel, die ihre ursprüngliche hellblaue Farbe kaum mehr erkennen ließen, bunt durcheinander geschoben; die Kameraden saßen bei einer Riesenbowle rauchend und spielend um den Tisch in der Mitte. Die seidenen Fenstervorhänge waren teilweise heruntergerissen; man hatte den schweren Stoff vielleicht gebraucht zum Schutz gegen die Kälte, oder er war verbrannt von den Franctireursbanden, die vor uns hier gehaust hatten. Das zarte Muster des Riesenteppichs ließ sich kaum noch erkennen. Am verstimmten Flügel sang ein junger Kamerad ein schwermütiges Lied; ein Stalleimer, gefüllt mit Schnee und Eis, stand mitten in einer trüben Lache auf dem Fußboden, und die Ordonnanz hockte davor, die Champagnerflaschen drehend. Dazu der leichte Rauch von Cigaretten und Pfeifen und das Lachen und Sprechen der Herren, die bemüht waren, eine seltene Konifere aus dem Park als Weihnachtsbaum aufzuputzen oder gleich mir die soeben eingegangenen Feldpostbriefe zu lesen oder gar Kisten zu öffnen.

Ich hatte selten oder vielmehr nie von Tante Klara einen Brief bekommen, so daß ich ihre Handschrift nicht kannte. Der Poststempel war sehr verwischt. Ich wandte den Brief erst eine Zeitlang nach rechts und links, bemüht, den Schreiber zu erraten; dann — es war in der Dämmerung — setzte ich mich an einen der beiden großen Kamine, in denen mächtige Holzscheite flammten, um die Zeilen zu lesen, und da entzifferte ich mühsam bei dem flackernden Schein die Worte:

„Unsere Leni ist gestern nachmittag sanft entschlafen! Mein lieber Viktor, ich bin ganz gebrochen! Sie war nicht lange zu Bett, aber seit der Geburt der kleinen Hella kränkelte sie beständig. Dann, vor ungefähr acht Tagen, war sie nicht mehr im stande, sich aufrecht zu halten. Sie starb bei völliger Klarheit über ihren Zustand und gab mir noch einen Tag vor ihrem Tode beiliegendes Briefchen mit der Bitte, es Dir zu senden, sobald sie entschlafen sei. Ich erfülle den Willen meines teuren Kindes. — Ach, Viktor, ich bin namenlos unglücklich! Die beiden armen Mädchen mutterlos und — unter Verhältnissen, die entsetzlich schwer sind; ich kann es nicht hierher schreiben. Leni wäre ihnen so nötig gewesen, so sehr!

Verzeihe, wenn ich so durcheinander schreibe! Bayer steht als Landwehroffizier in X; er hat das Schwere nicht mit angesehen. Ich wollte ihn rufen lassen, aber Leni wünschte es durchaus nicht.

Viktor, welch ein furchtbares Jahr! Ich bin so sterbensmüde, und doch, ich darf noch nicht ruhen, denn wer soll die Kinder erziehen? Denke unser in alter Treue und kehre gesund heim! Gott schütze Dich!

Deine trostlose alte Tante
Klara von Brenken."

Ich stand auf, trat in eine der tiefen Fensternischen und legte den Kopf an die Scheiben. Ausgelitten! Erlöst! Das waren die ersten Empfindungen, sie gaben mir ein Gefühl von Erleichterung. Ich hatte nie an sie denken können ohne quälende Pein. — Dir ist wohl, Leni, schlafe sanft! Nun kann keine Roheit dich mehr verletzen, keine aufschreiende Sehnsucht dich ruhelos umhertreiben, du fühlst nichts mehr, du schläfst!

Und ich konnte ruhig das kleine Briefchen öffnen, um es

in dem grauen Schneelicht von draußen und dem herüberdämmernden Lampenschein zu lesen. Sie schrieb:

„Ich habe allezeit gebetet für Dich; Gott gebe Dir gesunde Heimkehr, mein lieber Viktor, und viele glückliche Jahre! Es grüßt Dich noch einmal mit Dank für alles, was Du thun wirst,

Deine Leni.“

Und darunter stand von ungeschickter Kinderhand, die offenbar von der Mutter geführt worden war:

„Lieber Onkel, Mütterchen sagt, ich soll Dich immer sehr lieb haben. Vergiß auch nicht Deine

kleine Bine.“

Da erst liefen mir die Thränen aus den Augen.

Hinter mir jubelten die Kameraden, sie hatten Weihnachtsgeschenke von daheim ausgepackt und freuten sich darüber, dazwischen kamen Nachrichten von einem Gefecht, das heute stattgefunden haben sollte, Vermutungen über einen zu erwartenden Ausfall der Pariser nach unsrer Seite und so weiter. Das Leben des großen Krieges, dieses einzigen Siegeszuges, der wie ein Märchentraum uns emportrug zu stolzer ungeahnter Höhe! Ich starrte hinaus in den öden verlassenen Park — er war so öde wie meine Zukunft. Wie mancher brave Junge lag da in Frankreichs Erde, der jäh einem großen Glück entrissen wurde! Mich hatte das Schicksal verschont, um mich weinte keine schluchzende Braut, keine verzweifelte Gattin, keine trostlose Mutter — sie hatte ich noch vor dem Ausmarsch begraben — wie ich keinen mehr besaß, der sich so recht freuen würde über meine Heimkehr.

„Vergiß nicht deine kleine Bine!“ klang es da in mein Ohr.

Dieses Kind! Ach Gott, es würde mich ja nicht vermissen, es kannte mich ja gar nicht und hatte einen Vater, der — — Nein, nein! Ich will versuchen, es zu lieben, will versuchen,

ihm eine Stütze zu sein, sollte es dereinst keine bessere finden und — — sollte ich heimkehren. Man war doch schließlich mitten im Leben und Sterben! Leni, arme kleine Leni, schlaf' ruhig — ich versprach's dir ja! Und im Geiste sah ich ihr Grab. Gestern mochten sie sie eingesenkt haben in unsre Familiengruft zu Wardelingen.

Wir waren beide Wardelinger Kinder, sie die Tochter von meines Vaters verstorbenem Bruder. Die Brenkens stammten aus Wardelingen; das uralte Haus an der Marienkirche mit seinen vorgeschobenen Stockwerken, über dessen rundbogiger Pforte unser Wappen in halbverwittertem Sandstein prangte, das hatten unsere Voreltern bewohnt zu der Zeit, als noch die Quitzows das Land beunruhigten; damals war ein Brenken Lehensherr der Burg Wardelingen gewesen. Mein Großvater erwarb das alte Haus, kurz bevor es wegen Baufälligkeit abgebrochen werden sollte, und ließ es wiederherstellen und den verwilderten Garten in stand setzen. Bewohnt wurde es nicht von uns, bis mein Onkel starb und mein Vater es als Zuflucht der in dürftigen Verhältnissen zurückgebliebenen Tante Klara anbot, die dieses Asyl in dem kleinen märkischen Neste für sich und ihre Kinder dankbar annahm. Und ich, angelockt durch alte Familienerinnerungen, hatte nicht geruht, bis ich in das Kavallerieregiment, das dort lag, eintreten durfte. Wenn ich geahnt hätte, was meiner dort wartete — und doch, ich hätte die Erinnerung daran um alles nicht missen mögen, um alles nicht!

Und nun schlief sie dort neben ihren Schwestern und den alten längst vergessenen Familienmitgliedern. Hoffentlich hatte man sie dort bestattet und nicht etwa in die Bayersche Familiengruft geschafft! Im Tode wenigstens sollte sie heimkehren zu uns.

„Herr Premier! — Brenken!" riefen ein paar Stimmen hinter mir, „kommen Sie doch, der Punsch wird kalt!"

„Ich danke, meine Herren! Ich habe Briefe zu schreiben," antwortete ich, suchte in dem Gartensaal, der mir als Quartier angewiesen war, meine Schreibmappe aus dem Koffer hervor und kritzelte zwei Briefe hin bei einem Stümpfchen Licht — den einen an ein bekanntes Blumengeschäft in Berlin mit dem Auftrag, das Herrlichste, was es eben an Blumen gebe, nach Wardelingen zu schicken, den andern an eine Spielwarenhandlung in Nürnberg mit der Weisung, die schönste Puppe, die am Ort zu haben sei, an Fräulein Sabine Bayer in Wardelingen zu senden. Auf eine Visitenkarte schrieb ich dazu: „Von Deinem Onkel Viktor, der Dich immer lieb haben wird." Das war vorläufig alles, was ich für sie hatte, außer dem, was ich nicht in eine Kiste packen konnte, um es hinzuschicken — die tiefe innere Trauer, das innige Mitgefühl.

An Tante Klara zu schreiben, wollte mir aber nicht gelingen. Ich zerriß vier bis fünf Briefe, die einen, weil sie doch allzu kalt und formell ausgefallen waren — zu einem wärmeren Ausdruck vermochte ich mich nicht zu zwingen — die anderen, weil sich bittere Vorwürfe mir in die Feder gedrängt hatten, die ich der Frau am frischen Grabe ihres letzten Kindes nicht machen wollte, obgleich ich dazu berechtigt gewesen wäre. Ich schwieg also, ich schwieg noch lange Zeit hinterher. Das einzige, womit ich mein Versprechen an Leni erfüllte, waren die alljährlich sich wiederholenden Weihnachts- und Geburtstagsgaben für ihr Kind. So hatte sie es nicht gemeint, ich wußte es, aber ich konnte mich dennoch nicht entschließen, nach Wardelingen zu reisen. Bei dem bloßen Gedanken, die Stätte wiederzusehen, überkam mich eine Seelenstimmung, die mich elend und nervös machte und mich schlechterdings zum Aufgeben meines Vorsatzes zwang, den ich alle Jahre um Neujahr herum faßte, wenn ich ein Briefchen erhielt, das die Überschrift: „Lieber Onkel Viktor" und die

Unterschrift: „Deine kleine Bine" aufwies. Ich fühlte mich dann so ungemütlich, als sei mir eine alte längst fällige Rechnung zum so und sovielten Male vorgezeigt worden und ich stände da ohne einen Pfennig in der Tasche, weil ich all mein Geld schon ausgegeben hatte.

Mein Gott, was konnte ich diesem Kinde nutzen? Gar nichts! So ein lediger Ulanenrittmeister, den auf der Welt höchstens noch der Sport interessiert und seine Schwadron! Und überdies, Cousine Leni hatte mir ja erst für später das Kind anempfohlen, für die Zeit, in der es bei ernsten Lebenslagen meinen Schutz gebrauchen könnte. Vorläufig war diese Bine noch ein Kind, und Kinder vermissen nichts; und das, was sie vielleicht vermißte, die Liebe der Mutter, die konnte ich ihr nicht geben.

So lernte ich denn Lenis Vermächtnis nicht persönlich kennen und lebte in der kleinen ostpreußischen Garnison mein Leben weiter, so gut es eben gehen wollte, erwarb mir den Ruf eines vollendeten Ehefeindes und ward allmählich von den Müttern erwachsener Töchter aus der Liste der Heiratskandidaten gestrichen. Thatsächlich hatte ich die wunderliche Marotte, jedes Mädchen mit Leni zu vergleichen, und damit war ihr Urteil gefällt und meine Ruhe gewahrt, denn keine einzige hielt den Vergleich aus.

Inzwischen war ich Major geworden; das Ereignis traf so um Weihnachten herum ein. Auf dem Sylvesterball war ich mit den silbernen Fransen erschienen und mußte nun plötzlich eine bedeutend ältere Dame zu Tische führen als bisher. Nach dem Essen spielte ich, anstatt zwanglos da und dort zu plaudern, zum erstenmale Whist mit dem Kommandeur, dem Landrat und einer der allerältesten Damen der Gesellschaft, und beim Nachhausekommen sagte ich mir: man habe es mir doch recht deutlich fühlbar gemacht, daß ich jetzt

ins Register der Ehrwürdigen eingetragen sei, obgleich ich schließlich doch von gestern auf heute keineswegs ein alter Herr geworden war.

Aber ich erhielt am selben Abend gleich noch zwei Beweise dafür, daß die Zeit nicht still steht. Da lagen ein paar Briefe auf meinem Schreibtisch, der eine von meiner Schwester, der andere — der mußte von der kleinen Bine sein, denn der Poststempel war „Wardelingen", die Handschrift aber schien damenhaft niedlich, so daß ich doch wieder irre ward.

Meine Schwester schrieb mir, ein Wardelinger Kaufmann habe sich an sie gewendet mit der Frage, ob wir ihm unser altes Haus verkaufen wollten. „Wie denkst Du darüber, Viktor? Wenn Du so meinst wie ich, so lehnen wir ab, trotz des namhaften Preises. Wir haben es doch beide nicht nötig, das alte Haus zu verschachern, in dem unsere Voreltern gesessen haben und Leni ihre Mädchenzeit verlebte. Ich denke auch immer, es sei einmal so ein stiller Winkel, in den man sich retten kann, wenn man von der übrigen Welt nichts mehr wissen mag. Ich habe manchmal das Leben im Strudel recht satt, Viktor, aber um meines Mannes wegen — — kurz und gut, Bruder, wenn Du also denkst wie ich, behalten wir das alte Gerümpel, wär's auch weiter aus keinem Grunde, als der köstlichen Gravensteiner wegen, die im Garten wachsen."

„Na, das versteht sich!" murmelte ich. Übrigens werde ich dem Manne antworten."

Dann sah ich noch eine Nachschrift: „Tante Klara soll noch immer die Alte sein, Du weißt ja. Die zweite von Lenis Mädchen, die Hella, wird von ihrem Vater wie ein Junge erzogen. Tante Klara schrieb mir ganz trostlos darüber; Hella habe einen Pony und mehrere Hunde und

stecke voll der mutwilligsten Streiche. Dieser Herr Bayer ist doch ein recht merkwürdiger Mensch — die Älteste ist für ihn kaum vorhanden. Tante Klara sagt übrigens gar nichts über Dein Patchen."

Nun, dieses Patchen meldete sich ja wohl eben schriftlich bei mir? Ich öffnete auch diesen Brief.

Wirklich — hatte sie denn das selbst geschrieben? Das war ja eine Schrift wie gestochen und der ihrer Mutter so ähnlich; sogar dieselben kleinen unmotivierten Häkchen an den großen Buchstaben, dieselben U-Bogen! Mir fiel das jetzt zum erstenmale auf.

„Mein lieber Onkel Viktor," stand da, „recht herzlich danke ich für Deine schönen Weihnachtsgeschenke, die mir wieder eine große Freude machten; ersehe ich doch daraus, daß Du immer wieder an mich denkst, obgleich Du mich doch gar nicht kennst und mich nur lieb hast, weil Dich die gute arme Mama darum bat.

„Lieber Onkel Viktor, ich würde Dir so gern auch etwas schenken, aber ich weiß nicht was. Denn ich kenne Deine Wünsche nicht. Wenn ich Dir doch einmal eine Cigarrentasche sticken dürfte! Rauchst Du? Ich habe immer nicht den Mut gehabt, Dir etwas anzubieten, aber jetzt arbeite ich schon ganz sauber.

„Und nun habe ich noch eine sehr große Bitte, lieber Onkel — schenke mir doch keine Puppe mehr; ich werde ja an Ostern konfirmiert und Hella spielt gar nicht mit Puppen und lacht mich aus, weil ich alle diese schönen Wickelkinder und Balldamen so lieb habe. Sind sie doch von Dir geschickt! Ich glaube, nun habe ich zehn Stück. — Es wäre doch sehr hübsch, wenn Du einmal kommen könntest. Die Großmama sagt, Du hättest uns gar nicht mehr lieb, aber

das glaube ich nicht. Hella ist auch so neugierig, Dich zu sehen.

Vielen Dank, lieber Onkel!

Deine treue Bine."

Ich lachte hell auf. Herr Gott, das hatte ich nicht bedacht, daß so ein „Gör" wächst! Diese zehnte Puppe war 'mal wieder die richtige Gedankenlosigkeit von mir gewesen; als ob ein Mädel ewig mit Puppen spielte! Nein, es ist doch — — Plötzlich war ich Major und wunderte mich, und plötzlich hatte ich ein nahezu erwachsenes Patenkind und wunderte mich nochmals!

Arme kleine Bine! Wie herzig dieser Brief war!

Ich kaufte am andern Tag eine niedliche Brosche und schickte sie ihr als Ersatz für die Puppe, die sie doch verschenken solle. Aber da antwortete sie: nein, diese letzte Puppe wolle sie gerade recht sorgsam aufheben.

Drei Jahre vergingen, da erhielt ich die Kunde vom Tode des Justizrats Bayer; er sei ganz plötzlich an einem Herzschlag gestorben. Diesmal schrieb ich an Tante Klara einige teilnehmende Worte und an mein Patchen auch. Ein paar Wochen blieb ich ohne Nachricht, da kam ein Brief der Tante, der mich erschreckte. Sie bat mich, ihr und den beiden Kindern doch ein Obdach zu gewähren in unserem alten Hause. Bayer habe seine Töchter in den denkbar ungünstigsten Verhältnissen zurückgelassen, eigentlich seien die Kinder auf ihr, der Großmutter, geringes Witwengehalt angewiesen, ich wisse ja: dreihundert Thaler, und — wie lange lebe sie noch? Und da ich doch gewiß vorläufig keine andere Verwendung für die leerstehenden Zimmer hätte, so bitte sie mich, wieder dort einziehen zu dürfen.

Ich war gerade im Begriff, meine Koffer zu packen, um nach beendetem Manöver eine Urlaubsreise anzutreten; ich

wollte mit einem alten Kameraden, dem Rittmeister von Leeden, in Berlin zusammentreffen, um von dort aus mit dem Römerzug direkt über die Alpen nach Italien zu reisen und neapolitanische Sonne zu genießen. — Wie da auf einmal alles wieder lebendig vor mir stand, das alte Haus, der große Flur darin und die dunkle Treppe, über deren Geländer sich ein liebes blasses Mädchenantlitz bog. Ich sah diese Augen so deutlich vor mir und hörte ebenso deutlich die Stimme: „Viktor, kommst du? Ach, wie lieb von dir!"

„Böhme!" rief ich in das Nebenzimmer, „eine Depesche besorgen, sofort! Geh' gleich auf den Bahnhof!"

„Befehl, Herr Major!"

„Packe vorläufig nur den Handkoffer — ich reise, anstatt morgen früh, heute abend mit dem Zehnuhrzuge. Nur den Handkoffer vorläufig."

Böhme, mein Bursche aus dem Feldzuge, jetzt Diener bei mir, verschwand schleunigst mit dem kleinen Blatt, das meinen Reisekameraden lakonisch ersuchte, nur immer voraus zu fahren; ich hätte vor der Hand noch eine Familienangelegenheit zu ordnen, hoffte aber, in etwa fünf bis sechs Tagen nachkommen zu können. Meine Adresse sei vorläufig: Wardelingen in der Mark.

Um zehn Uhr stieg ich in ein Coupé erster Klasse des Schnellzuges, Böhme nebst dem Koffer verschwand in der dritten Klasse, und in schwindelnder Eile ging's der Heimat zu. Eine lange Fahrt; aber diesmal, diesmal konnte ich die unbezahlte Rechnung nicht beiseite schieben, und diesmal wurde es mir trotz der aufgegebenen Reise nicht schwer, denn der Mann, den zu sehen ich vermeiden wollte, war tot und ich konnte endlich mein Wort einlösen — Lenis Kind brauchte mich.

Am andern Nachmittag schon fuhr der Zug durch die einförmige Landschaft der Mark. O du liebe kieferndustige san-

dige Heimat, wie reizvoll bist du mir stets erschienen. Welch süße Schwermut liegt über diesen einsamen Dörfern, von Eichen umstanden, über den winzigen Städtchen, über die der plumpe Kirchturm aufragt. Wie gern bin ich diese birkenumsäumten Feldwege geritten oder über die Heide dahin gesprengt, am Saume des Kiefernwaldes entlang, mit sehnsüchtig traurigen Gedanken an ein Paar klarer Mädchenaugen, die mein Hoffen waren und mein Schmerz geblieben sind.

Und da war ja schon der Stadtforst von Wardelingen mit dem Jägerhause, in dessen Gaststube wir bei Waldpartien zu tanzen pflegten; und hinter den Bäumen kam der alte schiefe Turm der Marienkirche zum Vorschein, in dessen Schutz das Brenkenhaus stand. Wie sonst funkelte die sinkende Sonne in den Fenstern des hohen Rathauses und wie sonst standen ein paar Menschen auf dem Bahnsteig, ein paar Bauern mit ihren Weibern und ein paar Offiziere, die einem Kameraden das Geleit gaben oder einmal nach Hannover hinüberrutschen wollten; und wie sonst der Inspektor in roter Dienstmütze — alles unverändert!

Ich kam unerwartet und beschloß, zuerst in den Gasthof zu fahren; dann besann ich mich anders. Die Wardelinger klappernden Gasthofswagen kannte ich noch von früher her zu gut, um sie nicht gern zu vermeiden; sie sahen thatsächlich noch ebenso vorsintflutlich aus, diese alten Kasten, wie damals. Ich setzte also Böhme in den Wagen des „Deutschen Hauses" und schlenderte an diesem dämmernden warmen Oktobernachmittag zu Fuß weiter. Es war zum Lachen — alles noch dasselbe, höchstens daß die Bahnhofanlagen, das heißt die Sträucher und Hecken, etwas gewachsen waren, sonst alles genau wie früher. Dort der kleine Teich, an dem der Weg geländerlos sich hinzieht, noch immer im Besitz seines üppigen Pflanzenwuchses unter der bräunlichklaren Flut. Dort das

„Hamburger Thor“, das aus zwei roh aufgemauerten Pfeilern besteht, zwischen denen an einer Kette die Öllaterne hängt; und da, im Schatten der halb entlaubten Bäume, die Ausspannung „Zu den sieben Linden“. Die ausgebissenen Pferdekrippen stehen noch immer vor dem Hause, und vor den torfbeladenen Leiterwagen die kräftigen Pferde, die habe ich ja auch damals schon gesehen, vielleicht auch den Bauer, der eben sein Braunbier trinkt. Und doch sind achtzehn Jahre vergangen! Ein mächtiger, ein gewaltiger Sturm ist über unser Vaterland hingebraust. Allenthalben hat es sich gereckt und gedehnt, ist es emporgeblüht, nur du, mein Wardelingen, bist noch genau so bescheiden, so schlicht, so einfältig geblieben. Wie es Gesichter giebt, die das Alter nicht zu ändern vermag, so auch du!

Mich rührte es, so die Straße entlang zu gehen, und ich weiß nicht, wie es kam, daß ich den Weg nach dem alten Familienhause einschlug, obgleich ich nur auf die Personen acht hatte. Es kannte mich wohl keiner mehr, nicht einmal die alte Pastorin, die genau so wie vordem am Fenster saß, die Kaffeetasse neben sich. Ob sie noch immer so klatschte? Ich grüßte sie und sie stieß sich beinah die Nase an der Fensterscheibe ein, aber sie erkannte in dem großen Mann, der Civilkleider trug, wohl nicht mehr den Springinsfeld, über den sie sich baß zu ärgern pflegte, wenn er klappernden Säbels unter ihren Parterrefenstern dahinschritt, just wenn sie nach Tische auf ihrem Sofa ein kleines Nickerchen machen wollte.

Nein, nein, ich war allen fremd in dem Lande meiner Jugend, ich war alt geworden! Und dennoch, auf einmal höre ich hinter mir meinen Namen rufen: „Herr Lieutenant, wollt’ sagen Herr Rittmeister — Herr Oberst — entschuldigen Sei doch man — nein, wie ich mich freue — Sei sind’s

doch?“ Und atemlos kam ein altes Weiblein hinter mir her, das mir eben erst begegnet war. Und das war „oll Dört“, die alte Mutter Buschen, die als Kastellanin im Erdgeschoß unseres Hauses ein Stübchen hatte.

„Un nich die Spur hebben Sei sich verännert!“ schreit sie, „un noch ebenso sehen Sei ut, blot en beten völliger.“ Und sie steigert sich nach und nach in ihren Lobeserhebungen und meint, ich sei jetzt „veel staatscher“, und dabei geht sie neben mir und redet so laut, daß alle Leute uns nachstarren.

Auf einmal wurde sie stille, ich hatte nach Tante Klara gefragt.

„Ja, du leeve Gott, Herr Leutnant — wull seggen, Herr General — oder wat sünd Sei denn eigentlich? Da is man slecht von to vertellen, de oll gnä Fru werd dat wol selbsten beter seggen. Sehn Sei,“ fuhr sie fort, „wat de Herr Justizrat was, de hat ja allens, sin Geld und allens verloren. De Lüd seggen ja, hei hat grausam spekuleert. Aber ik weit nich, Herr General, oder wat sünd Sei denn eigentlich?“

„Major, Frau Busch, Major!“

„Herr Major, von mir aus wissen Sei nichts, nich wohr? Ik will de gnä Fru nich weih dauhn, un wenn se nu wedder in uns Hus intreckt — de Lüd seggen ja, sei will wedder — un wi sollen da tosammen wohnen, denn möt dat Freeden sin — ik hef nicks seggt!“

„Na, liebe Frau Busch, morgen komme ich und sehe mir das Haus an. Guten Abend!“

„O Herr, es ist allens propper. Sei können stantepeh mitgahn,“ rief sie. „Und bi Bayers, da is hüt Auktschon wesen, da iß doch man ungemütlich.“

„Dank’ schön! Morgen komm’ ich Mutter Buschen. Gute Nacht!“

Ich schritt meinen Weg eilig weiter und bog nach kurzer

Zeit in die Gasse ein, in der das stattliche Bayersche Haus lag. Richtig, da waren ja noch die Spuren der Versteigerung! Vor der Thür stand allerhand Hausgerät, und Leute waren beschäftigt, dasselbe fortzuschaffen oder einzupacken. Das Hofthor war angelweit offen, und eben zogen zwei Männer einen eleganten Landauer heraus. Ich trat auf die Hausdiele und spähte nach einem dienstbaren Geist, der mich bei Tante Klara anmelden sollte. Aber da war niemand als ein Mann mit Lederschurzfell, der eine große Anzahl Weinflaschen auf einen Handwagen lud.

„Wissen Sie nicht," fragte ich, „wo das Stubenmädchen oder die Köchin zu finden ist?"

„Die finden Sie nicht, Herr, die sind seit gestern abgelohnt; die Herrschaft hält nun keine mehr. Wenn Sie aber die alte gnädige Frau sprechen wollen, so — ich glaube, sie ist vor einer Stunde die Treppe da hinaufgegangen."

Ich stieg bangen Herzens die Stufen empor, aber oben blieb ich stehen und beobachtete eine Scene, die sich auf dem Vorplatz abspielte und wahrhaft originell war. In der leichten Dämmerung stand die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens, fast noch eines Kindes, in knappem tiefschwarzen Trauerkleide. Sie hatte mir den Rücken zugewendet und beobachtete zwei Dachshunde, die beschäftigt waren, ihr Mahl mit ziemlichem Heißhunger und in nicht ganz vollendeter Übereinstimmung einzunehmen, denn gelegentlich bissen sie nach einander und knurrten sich an.

„Donnerwetter!" rief plötzlich eine jugendfrische Stimme, „du kriegst die großartigsten Keile, wenn du deinem Bruder das Beste wegfrißt!" und die junge Dame knallte mit einer ledernen Hundepeitsche über die beiden Kerlchen so kunstgerecht hinweg, daß nicht einmal das glänzend schwarze Fell der drolligen Geschöpfe gestreift wurde, die sich übrigens aus

dieser Drohung durchaus nichts zu machen schienen, sondern weiter schlangen.

Nun kniete das Mädchen nieder, und jetzt fiel das Licht aus dem großen Fenster auf blondes knabenmäßig verschnittenes Haar.

„Aha, das wird Fräulein Hella sein," dachte ich, „eine recht vielversprechende junge Dame!"

Und jetzt begann sie, die Teckel streichelnd, mit ihnen zu reden, so weich und kosend, wie man es zu einem Kinde thut. „Nein, nein, ihr sollt nicht hungern, lieber hungere ich! Und fortgeben thu' ich euch auch nicht, wie die böse alte Dame will; dann geh' ich eben auch mit fort. Nein, nein, ihr sollt nicht schlecht behandelt werden, lieber vergifte ich euch und mich dazu. So — freßt nur — freßt! Donnerwetter, sieh' 'mal, da ist ja noch ein schönes Stückchen Fleisch, — friß, mein Tierchen!"

In diesem Augenblick hatte ich aber wohl eine Bewegung gemacht, die Hunde ersahen mich und fuhren wie rasend auf mich los.

„Donnerwetter!" schrie das Mädchen, „Parapluie — seid ihr toll? Hierher — zurück!" Und sie knallte wieder mit der Peitsche dazwischen, daß man vor diesem Getöse und dem Kläffen der Herren Köter sein eigenes Wort nicht hörte. Dann aber ward's plötzlich still, und aus einem ganz verweinten Gesichtchen schaute mich ein Paar trotziger blauer Kinderaugen nicht eben freundlich an.

„Mein Herr — die Herren vom Gericht sind, soviel ich weiß, unten im Bureau," sagte sie kurz.

„Verzeihen Sie, Fräulein Bayer — Fräulein Hella Bayer, nicht wahr?" antwortete ich. „Ich habe nicht die Absicht, die Herren vom Gericht zu sprechen, ich möchte zu Ihrer Frau Großmutter. Gestatten Sie aber zuerst,

daß ich mich als Ihren Onkel vorstelle — Onkel Viktor Brenken."

Ein Aufschrei des Entzückens, und im nächsten Augenblick hatten mich zwei schlanke Arme umfaßt und eine vom Weinen heiße Wange sich an die meinige geschmiegt. „Onkel — du? Gottlob! Das ist famos — das ist furchtbar schneidig von dir, daß du gekommen bist, du Goldonkelchen! Ach Gott, das ist einzig, das ist —"

Und nun gar ein, zwei Küsse, und ebenso wahnsinnig in der Freude bezeigten sich die Teckel, die unablässig an mir in die Höhe sprangen und Freudentöne ausstießen.

„Herr des Himmels, Hella, laß mich doch zu Atem kommen — beruhige die Teckel, ich habe einen ganz neuen Civilanzug an!"

„Donnerwetter! Parapluie!" schrie Fräulein Hella, und nun wurde mir klar, daß die zwei krummbeinigen Gesellen so schneidig getauft waren.

„Du hast dir ja ein paar recht anmutige Namen für die beiden Strolche ausgesucht," sagte ich zwischen Ärger und Lachen, „muß einen netten Effekt geben, wenn du auf der Straße so nach ihnen rufst."

„Da rufe ich nicht, Onkel, da pfeife ich, siehst du — so!" Und sie legte den gekrümmten Zeigefinger zwischen die Lippen, und ein kunstgerechter Straßenjungenpfiff gellte mir in die Ohren.

Ich starrte förmlich entsetzt dieses Wunder der väterlichen Erziehung an. So ein verd— Unsinn, aus einem Mädel einen halben Jungen machen zu wollen! Das giebt dann solch angenehme Zerrbilder.

„Na, da führ' mich 'mal zu deiner Großmutter!" sagte ich.

„Ja, Onkel, aber — aber ich muß dich vorher noch um etwas bitten — lieber, lieber Onkel!" Und sie hob die ge-

falteten Hände zu dem kleinen, in verhaltenem Weinen zuckenden Mund empor. „Sage doch Großmama, daß ich meine Teckel behalten will — ich bitte dich, lieber, lieber Onkel! Den ‚Hans‘ haben sie mir heute schon verkauft und den — hat der Gärtner Kuhne, und da muß er nun" — das alles unter heftigem Schluchzen — den Kartoffel- und Gemüsewagen ziehen, und wenn er nicht will, weil er es nicht gelernt hat, so wird er Prügel bekommen, und das ist doch so schrecklich! Wenn sie mir aber nun auch die beiden da fortnehmen, dann — ach, lieber Onkel!" Und wieder schmiegte sie ihr thränenüberströmtes Gesicht an das meinige.

„Na, sei nur gut," tröstete ich, von diesem kindlichen Schmerz gerührt, „du wirst sie schon behalten dürfen! Aber nun führ' mich endlich zur Großmama und zu deiner Schwester!"

„Großmama liegt aber im Bett," meinte sie zögernd, „sie war recht leidend heute; und Bine — ich weiß nicht, wo Bine ist. Vorhin sah ich sie fortgehen. Am Ende ist's doch besser, du kommst morgen früh wieder; morgen sind wir nämlich noch hier im Hause; übermorgen" — sie zuckte verächtlich die Schultern — „müssen wir es geräumt haben. Es ist immer möglich, daß Bine gegangen ist, ein Unterkommen für uns zu suchen. Die Frau Oberst hat uns ja ihr Fremdenzimmer angeboten, bis Antwort von dir da wäre, aber die Möbel, weißt du —"

„Mein liebes Kind, Großmama hätte doch wahrhaftig nicht auf meine Antwort zu warten brauchen," sagte ich erregt, „das Haus steht zu eurer Verfügung! Teile ihr das augenblicklich mit; ich selbst werde sofort zur alten Busch gehen und ihr das Nähere sagen." Ich wandte mich auf dem Fleck um und schritt die Treppe hinunter. „Adieu!" rief ich zurück, „grüß' die Damen — auf Wiedersehen morgen, ich komme mit dem frühesten!"

Sie ließ es sich nicht nehmen, mir die Treppe hinunter das Geleite zu geben, samt den Hunden, und mich noch einmal in der noch immer weit geöffneten Hausthür an mein Versprechen zu erinnern, für die Lieblinge zu bitten bei der „Großalten", wie sie sich liebevoll und burschikos zugleich ausdrückte.

„Seid ihr hier nun ganz allein im Hause?" fragte ich.

„Die Hunde sind ja da," antwortete sie, „und dann, weißt du, Onkel," sie lachte hart auf, zu stehlen ist hier nischt mehr."

„Das mag ja sein," gab ich zu, „aber —"

„Na, und außerdem hat uns Lieutenant von Felsenberg seinen Burschen aufgedrängt, der irgendwo in einem der untern Zimmer schlafen wird."

„So, so! Das ist sehr vernünftig von diesem Lieutenant — wie heißt er doch?"

„Felsenberg, Onkel. Ja, sehr aufmerksam in der That! Ich wundere mich nur, daß er sich nicht selbst, eingewickelt in seinen Mantel, wie zu alten Zeiten, auf die Schwelle unsrer Stube legt. Aber nun gute Nacht, lieber Onkel! Kommt her, ihr Racker, sagt adieu, auf Wiedersehen!"

Ich winkte dem enfant terrible noch einmal mit der Hand und schritt durch die jetzt vom Mondschein erhellten Gassen der Wasserstraße zu, in der das Brenkenhaus lag. Hinter den Fenstern war allenthalben Licht, nur unser altes Haus, das ich nach wenigen Minuten raschen Gehens erreichte, lag dunkel und verlassen da. Im Mondlicht unterschied ich aber doch deutlich das verwitterte steinerne Wappen über der rundbogigen Thür und den wunderlichen schmiedeeisernen Klopfer, der die Jahreszahl 1615 trug und mit dem ich, als Tante Klara und Leni noch hier wohnten, so oft das Zeichen gegeben hatte, daß ich Einlaß begehre. Eben wollte ich ihn heben, da merkte ich, daß die Thür nur angelehnt war, und nun trat

ich ein. Die Klingel schrillte laut über den großen Flur. Ich wartete ein Weilchen in völliger Dunkelheit — niemand kam. „Oll Mutter Buschen" mochte noch nicht zurückgekehrt sein — aber wie kam es denn, daß die Thür offen war? Schlief vielleicht die Alte in ihrer Stube?

Allmählich war das Dunkel lichter vor meinen Augen geworden, und ich sah nun, daß gegenüber die Gartenthüre offen stand und daß die Mondstrahlen, welche hereinlugten, genügend Licht schufen, um den alten trauten Raum in allen Einzelheiten erkennen zu lassen. Und in dieser spukhaften Stille, in diesem Dämmern war es mir plötzlich, als seien viele Jahre weggelöscht aus meiner Erinnerung, als sei ich wieder der junge frische Offizier, als sei ich wie einst in der goldenen Zeit hier eingetreten, um sehnsüchtig und klopfenden Herzens hinaufzueilen — zu ihr.

Wie wunderlich traumhaft das über mich kam! Selbst den Geruch, den Geruch von Gravensteiner Äpfeln glaubte ich zu spüren, der damals aus der Kellerthür zu quellen pflegte. Vielleicht war das alles und das ganze öde trockene Leben dazwischen ist nur ein Traum gewesen, der nie zur Wahrheit werden kann — ein Traum, daß sie einem andern gehörte, ein Traum, daß sie tot ist! Sie lebte noch, sie mußte ja noch leben, und sie würde mein sein!

Und dort oben an der Treppe taucht jetzt ein schwacher Lichtschimmer auf und wirft die Umrisse des Geländers in großen schwarzen Schatten an die Wand, und nun schreitet eine schlanke dunkle Gestalt die Treppe herunter, sorgsam das Licht mit der feinen durchsichtigen Hand schützend, und die Strahlen dieses Lichtes fallen hell auf ein süßes, ach so vertrautes Mädchenantlitz. Das sind ja die grünlichklaren Augen, das ist das braune schlichte Haar, das sind die feinen Brauen und der rote Mund. Wie ein holder sinnverwirrender Spuk

kam sie daher. Und mit demselben Klange, der mein Herz einst wie jetzt rasend pochen machte, fragte sie: „Sind Sie da Frau Busch?“

Wie sie mich erblickte, da erschrak sie, daß ihr das Licht aus der Hand fiel und verlöschte, und ich hörte, wie sie die Treppe wieder hinaufeilte.

„Leni!“ rief ich mit halberstickter Stimme.

Die leichten Schritte hielten inne. „Wer — wer sind Sie?“

„Ich bin's ja, Viktor!“ sagte ich ebenso klanglos.

Da lief sie die Stufen herunter und ein Freudenschrei zitterte zu mir herüber. „Onkel Viktor — du? Du bist es wirklich? Ach, lieber Onkel, wie gut von dir, daß du gekommen bist!“

Und ich fühlte, wie ihre zitternden Hände die meinen ergriffen, und fühlte, wie die kühlen frischen Mädchenlippen sich darauf drückten. „Laß doch, Leni!“ sagte ich.

„Sabine, Onkel — Bine heiß' ich! Warte, gleich will ich Licht holen. Mutter Buschen ist freilich nicht da und — ach Onkel, ich wußte nicht wohin mit den paar Sachen, die uns geblieben waren, und da wollte ich mich bei der alten Frau erkundigen, ob du ihr vielleicht eine Anweisung geschrieben habest oder ob sie glaube, daß wir es auch ohne deine Antwort wagen dürften, die paar Möbel hierherzubringen. Ich fand sie nicht, die Alte, da aber die Hausthür offen stand, so nahm ich ein Lichtstümpfchen vom Fensterbrett und schlich hinauf, um mir den Flur oben anzusehen, ob dort vielleicht Platz sei. Ach Onkel,“ unterbrach sie sich, „ich kann die Streichhölzer nicht finden, hast du vielleicht —“

Nein, ich hatte keine, und so schritten wir zu der Gartenthür hinüber, als müßten wir uns wenigstens beim Mondlicht ins Gesicht schauen. Leni — Leni war es Zug für Zug in erschütternder, fast unbegreiflicher Ähnlichkeit!

Ich starrte in das blasse Gesichtchen, bis mir die heißen Tropfen in die Augen traten. Sie sah mich ihrerseits an mit einem forschenden und verwunderten Ausdruck, wie ihn Kinder haben, die zum erstenmal Dinge erblicken, mit denen ihre junge Phantasie stets aufs angelegentlichste beschäftigt gewesen ist.

„Du bist Onkel Viktor?“ sagte sie endlich wie staunend, „ich habe mich immer sehr darauf gefreut, dich einmal zu sehen, aber — aber ich hatte dich mir immer ganz anders vorgestellt, Onkel.“

„Wie denn?“ fragte ich befangen, als sei ich ein junger Fant, und hatte nicht den Mut, die kleine Hand zu fassen, die sich mir entgegenstreckte.

Trotz der schwachen Beleuchtung sah ich eine Purpurröte über ihr Gesicht fliegen. „Ich weiß nicht,“ stotterte sie, „ganz anders — du siehst ja beinah noch ebenso aus wie auf der alten Photographie, welche Mama in ihrem Nähtischchen hatte. Den Nähtisch habe ich geerbt, das Bildchen liegt noch darin — ich will es dir zeigen, wenn du kommst. Onkel, warst du schon bei der Großmama?“

„Ja, aber gesprochen hab' ich sie nicht. Morgen komme ich, und dann helf ich euch umziehen, Leni!“

„Bine, Bine! Sehe ich denn Mama wirklich so ähnlich?“

Ich antwortete nicht, und in diesem Augenblick kam der alte Drache dieses Hauses von dem nachbarlichen Schwatz zurück und erschrak nicht wenig, als da zwei Leute im Mondschein standen, ganz so, als wären sie hier zu Hause.

„Herr Gott doch,“ rief sie, „und ich hab' doch man zugeschlossen!“

„Nein, es war offen, Frau Busch,“ antwortete das junge Mädchen.

„Du leiwe Tid, man wird vergeßlich, Herr General, oder wat sünd Sei doch glik?“

„Ja, ja, Mutter Busch, und deshalb ist's gut, daß hier noch mehr Leute wohnen. Morgen kommt Frau von Brenken mit ihren beiden Enkelinnen; da stehen Sie nur mal ein Stündchen früher auf und öffnen Sie alle Fenster, damit —“

„Herr,“ unterbrach mich die Alte ganz beleidigt, „da oben is alle Dag open west, da is 'ne Luft, di is für Prinzessinnen nich zu slecht und keine Spur von Staub.“

Und als ich mit dem Mädchen schon die Stufen der Hausthürtreppe zur Straße hinunterschritt, zeterte ihre Stimme noch hinter uns her: „Un allens is wie neu, un auf dem Fußboden können Sei Speck snieden, so propper is da. Goode Nacht, Herr Major, oder wat sünd Sei doch glik?“

Ich ging neben Leni, es war wie ein Märchen. Ich gab mir auch keine Mühe, meine nach rückwärts schweifende Phantasie wieder in die Gegenwart zu versetzen. Sie sprach mit der weichen, etwas verschleierten Stimme, ich weiß nicht mehr, was. Ich lauschte nicht den Worten, nur diesem lieben vertrauten Tonfall, und als wir endlich in ihrem Hause standen, da zog ich ihre Hand an die Lippen, respektvoll, als sei sie eine kleine Königin; ja, da küßte ich Leni die Hand — und es war doch mein Patenkind, dem ich noch vor drei Jahren Puppen geschickt hatte. Und verwirrt wie ein Sekundaner hörte ich ihr reizend verlegenes: „Aber Onkel, das darfst du nicht thun!“

Ich zögerte und hielt die kleine Hand mit meinen beiden fest. „Gute Nacht, Leni!“

Sie duldete das „Leni“, ohne mich zu verbessern. „Gute Nacht, Onkel, auf Wiedersehen! Ach, Onkel, du wirst morgen viel Trauriges hören!“

Und dann stand plötzlich wie aus der Erde gewachsen

ein riesenhafter Ulan vor uns und meldete in streng militärischer Haltung: „Herr Lieutenant von Felsenberg schickt mich zur Wache!“

„Gute Nacht!“ sagte sie noch einmal zu mir, und zu dem Mann: „Kommen Sie mit hinein!“

Dann war ich allein, in der wunderlichsten Stimmung, die ich je gehabt. O diese Wardelinger Luft, der grelle Mondschein und — Herr Gott, diese Ähnlichkeit, diese wunderbare Ähnlichkeit!

Ich fand nur wie im Traume den Weg zum „Deutschen Hause“. Der Wirt begrüßte mich schon in der Thür aufs höflichste. „Wünschen der Herr Major zu speisen? Der Herr Major werden die Beefsteaks noch ebenso delikat finden wie vor zwanzig Jahren. Erinnern sich der Herr Major vielleicht noch meiner, des damaligen Oberkellners Jean? Nicht wahr, den Jean, den kennen Herr Major noch? Habe dann die kleine Emilie geheiratet. Der Herr Major erinnern sich doch noch der kleinen Emilie, die das Kochen hier lernte? Wünschen Herr Major vielleicht im Offizierspeisezimmer zu essen? Einige der Herren sind noch da, der Herr Rittmeister von Schlieben, Herr Lieutenant Randow und Herr von Felsenberg.“

Hol’ ihn der Teufel — schon wieder dieser Felsenberg! Muß er überall dabei sein? dachte ich.

In diesem Augenblick that sich die Thür des Speisesaals auf und ein junger Mensch, schön wie ein Bild in der kleidsamen Uniform, schritt säbelklirrend der Hausthür zu.

„Unterthänigsten guten Abend, Herr von Felsenberg!“ rief mein diensteifriger Wirt, sich verbeugend.

Ich sah dem hübschen Jungen nach, bis er in der Dunkelheit verschwand. So, so — das ist der Felsenberg! dachte ich. Hm!

„Ich will auf meinem Zimmer speisen," sagte ich dann. Droben aber konnte ich doch nicht mit dem gewohnten Appetit essen. Die Übermüdung natürlich!

Auf Schlaf hoffend, suchte ich mein Lager auf — umsonst. Der verwünschte Mondschein! Diese Wardelinger Luft! Fort, sobald ich morgen mit der „Großalten" gesprochen hatte! Auf nach dem Süden! Dieser ganze Erinnerungstraum taugte nichts, war nur dazu angethan, einen sonst leidlich vernünftigen Menschen verdreht zu machen. Gegen Morgen schlummerte ich endlich ein.

* *
*

Es war allerdings viel Trauriges, was ich am andern Morgen von Tante Klara zu hören bekam.

Hella nebst ihrem Gefolge „Donnerwetter" und „Parapluie" that mir die Ehre an, mich gegen zehn Uhr im Gasthof aufzusuchen, um mich zu benachrichtigen, daß Großmama meiner warte.

„Sie war schon um neun heute früh ‚aufgezäumt'," sagte das unartige Mädel — „das dauert jetzt schon immer ein bißchen lange, Onkel Viktor, sie hat also um sieben Uhr angefangen, sich zu putzen; ich glaube, sie will durchaus eine Eroberung an dir machen."

„Aber, Hella, du bist ein entsetzliches Mädchen!"

„Warum denn?" Die blauen Augen, die wieder geweint haben mochten, sahen ganz erstaunt zu mir herüber.

„Weil du in Ausdrücken sprichst, wie sie eine wohlerzogene junge Dame nicht gebraucht, noch dazu von ihrer Großmutter."

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin auch gar nicht auf die junge Dame dressiert, Onkel! Wohlerzogenheit ist Ansichtssache. Papa fand jedenfalls meine Erziehung äußerst an=

gemessen. Er hat mir ja auch noch täglich vom Wachtmeister Schmückert Stunde geben lassen."

„Stunde geben lassen? Reiten natürlich?"

„Reiten und — Gehen. Ich habe richtig exerzieren müssen. Papa sagte immer, er wolle ein gesundes Mädel aus mir machen, nicht so ein quackeliges Ding, wie Mama gewesen sein soll. Er sagte, da hätte er genug darunter gelitten. Lieber weniger feine Manieren, aber gesunde Nerven.'

„Ich habe ja nichts gegen den Sport, liebes Kind, aber — die Redeweise! So, nun komm', wir wollen die alte Dame nicht warten lassen."

Der Unband pfiff den Hunden und wir machten uns auf den Weg nach dem Bayerschen Hause. Als wir über den Rathausplatz gingen, wo gerade Wochenmarkt abgehalten wurde, stürzte Hella plötzlich auf einen kleinen braunen Pony los, der, vor ein Leiterwägelchen gespannt, sich das Leben und Treiben um ihn herum mit noch nicht abgestumpftem Interesse ansah, denn das Spiel seiner Ohren war äußerst lebhaft, auch schien ihm das Stillestehen sauer zu werden.

„Hans, mein lieber goldner Hans!" hörte ich das Mädchen rufen, und im nächsten Augenblick hatte sie das Tier um den Hals gefaßt und weinte die bittersten Thränen in die krause Mähne, während sie mit der einen Hand in die Kleidertasche fuhr und dem Pony Zucker hinhielt. Die dicke Gemüsefrau, jedenfalls die neue Eigentümerin, stemmte die Arme in die Seite und lächelte. „Aber, gnä' Fräulein, gnä' Fräulein, dem geht doch nichts ab! Wie kann man nur so einem Tier nachweinen, das ist 'ne große Sünd'!"

Aber als ob sie nichts hören wollte, riß Hella sich schnell wieder los und kam herüber. Und dann ging sie stumm neben mir her, immer leise schluchzend.

Und wenige Minuten später saß ich neben Tante Klara.

Sie war mir mühsam bis an die Thür entgegengeschritten; nun mußte ich sie stützen, so zitterte sie in bitterlichem Weinen.

„Ach, ich danke dir, Viktor, daß du gekommen bist, ich danke dir! Ich bin am Rande meiner Kräfte angelangt; es war zu viel, dies alles."

Endlich kam Tante Klara zum Erzählen. Mein Gott — thatsächlich war für die beiden Mädchen nichts gerettet, aber auch gar nichts. Alles in Spekulationen verloren — „und als Bayer dem Nichts gegenüberstand, da starb er — verstehst du mich, Viktor? In der Kreuzzeitung war etwas von Herzschlag zu lesen — also Herzschlag. Na ja! Was man hier so munkelt, weiß ich nicht; der Wahrheit wird's wohl nahe genug kommen. Die Kinder aber, die wissen nichts; nur das wissen sie freilich, daß ihr Vater sie als Bettlerinnen zurückgelassen hat. Nun hast du mir ja eine Zuflucht angeboten, wir werden ein Dach über dem Kopfe haben, vor dem äußersten Hunger schützt meine Pension — aber dann, Viktor, wie dann weiter? Was soll nur werden aus den armen Geschöpfen? Die eine ganz verdreht erzogen, ein halber Junge, die Bine wie eine Mimose, und beide wie die Prinzessinnen, denn wir haben ja alle gedacht, sie würden dereinst reiche Erbinnen sein — Viktor, sage selbst, kann man Schwereres erleben auf seine alten Tage?"

Ich sah in das alte furchtbar vergrämte Gesicht der einst so stattlichen lebensfrohen Frau. Hier standen sie deutlich eingeschrieben, die letzten achtzehn Jahre, mit den Sorgen, dem Kummer, die sie über dieses Haus gebracht hatten. Arme Tante! Das „Aufzäumen" hat dir nichts geholfen, die schwarze Perücke macht dich nur älter, die weiße Puderschicht nur greisenhafter.

„Du siehst mich so starr an, Viktor," sagte sie. „Ach, nicht wahr, Sorgen machen alt? Wenn du wüßtest! Aber du,

mein Junge, du siehst gut aus, du bist ja auch noch jung — wie alt bist du denn?"

„Zweiundvierzig, Tante."

„Ja, ja, ein junger Mann, ein Mann in den besten Jahren. Warum nur hast du nicht geheiratet?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, sah sie plötzlich starr vor sich hin, als versenkte sie sich mit ganzer Seele in irgend einen Plan. „Viktor, du sahst doch die Mädel schon?" sagte sie endlich nach langer Pause.

„Ja, Tante!"

„Und findest du nicht, daß Bine meiner armen Leni recht ähnlich ist?"

„Sehr ähnlich, Tante; ich war ganz überrascht."

„Nicht wahr?" flüsterte sie, und abermals zeigte ihr Gesicht den nachdenklichen Zug, wie wenn jemand sich müht, eine schwierige Rechenaufgabe im Kopfe zu lösen. Sie saß mäuschenstill da, in einen alten indischen Shawl gewickelt, den sie schon vor zwanzig Jahren getragen hatte. Ich erkannte ihn wieder; Leni und ich hatten uns einst überzeugt, daß sie dieses Kleidungsstück in verzweifelten Stimmungen umzunehmen pflegte.

Sie mochte meine beobachtenden Blicke bemerkt haben, die über sie hinglitten. „Ja," sagte sie, „wenn man achtzehn solche Jahre hinter sich hat, Viktor" — und nun begann sie eigentlich erst ihr Herz ganz auszuschütten. „Er trank, Viktor; er spielte, er war roh, er war — ach, welche schlechte Eigenschaft besaß er nicht! Und wie hat Leni gelitten!"

Ich stand auf, bis ins Herz getroffen bei dieser Wendung. „Tante, ich bitte dich, erzähle mir nichts davon — es ist geschehen, es ist nicht mehr zu ändern."

„Nicht mehr zu ändern," wiederholte sie scharf, „aber es wäre zu ändern gewesen, wenn — —" Ihre Augen sahen vorwurfsvoll und zugleich kreuzunglücklich auf mich.

„Wenn du ihr nicht zugeredet hättest, Bayer zu nehmen," wollte ich ergänzen, verschluckte es aber. Sie schien diese Thatsache vollständig vergessen zu haben.

„Na, du hast recht, es ist vorüber," sprach sie weiter, „auch Sabine kann er nicht mehr quälen. Ach, wie hat es das Kind schlecht gehabt von dem Augenblick an, wo Leni ihre Augen schloß! Schon als kleines Würmchen war sie ihm überall zuviel, und nun gar zuletzt, als die Geldnot ihm zu schaffen machte, als er den ganzen Tag mit weingerötetem Kopfe umherlief! Das arme Ding, so viel Atemzüge, so viel Thränen! Und die andere, die sein Abgott war, die half noch, das Maß unseres Elends voll zu machen, denn aus der Angst um den Wildfang kam man nicht heraus, und je toller sie es trieb, um so mehr lobte sie der Vater. Ich denke noch immer daran, wie wir sie entdeckten oben im Glockenturm der Marienkirche in den Schallfenstern stehend, um ein Dohlennest auszunehmen. Wochenlang habe ich nachts davon geträumt, daß sie heruntergestürzt sei, und bin mit einem Schrei emporgefahren. Ach Gott, Viktor, und schließlich, als er tot war — wie da die Gläubiger gekommen sind, was wir da hören mußten, die Kinder und ich! Wie sie den Vater entschuldigen wollten, die armen Dinger, wenn ihn die Leute einen Betrüger nannten! Ich kann ja sagen, die alten Bekannten, die uns in der letzten Zeit fast ganz verlassen hatten, die sind zurückgekehrt, mich und die Kinder zu trösten; aber was nützte der Trost, damit war uns nicht geholfen. Alles wurde versiegelt, alles verkauft. Diese paar alten Möbel, die meinigen, mit denen ich, als ich nach Lenis Tode hierher zog, meine Zimmer einrichtete, sind das einzige, was wir mitnehmen in das Brenkenhaus, und wenn du nicht wärst, Viktor —"

Sie brach abermals in Thränen aus, die sie mit dem stark nach Patschuli duftenden Taschentuch zu trocknen bemüht war.

Und dabei sah ich ihre alten mageren zitternden Hände und sah, daß ihr Stolz fehlte, ihr Brillantring, von dem sie sich selbst in ihren dürftigsten Witwentagen nicht getrennt hatte.

„Lieber Viktor," setzte sie endlich hinzu, „Gott hat mir im Leben viel Schweres geschickt, aber dies ist doch das Schlimmste, und wenn ich denke, es hätte alles so ganz anders sein können — Und glaube mir, Leni wäre nicht so rasch gestorben, in glücklichen Verhältnissen lebte sie heute noch!" Und sie nickte mir zu mit denselben vorwurfsvollen Augen wie vorhin.

„Ja, ja!" stieß ich hervor. „Aber wann willst du denn einziehen, Tante? Ich bleibe natürlich so lange hier, bis du eingerichtet bist."

„Heute noch, Viktor; es wird ja bald geschehen sein. Sabine arbeitet drüben schon seit aller Morgenfrühe. Du glaubst nicht, was für ein gutes Geschöpf dieses Mädchen ist, ganz wie ihre Mutter, Viktor, ganz so. Nicht wahr, wenn man sie sieht, vergißt man die Jahre, man denkt, es ist wieder wie damals, als Leni noch ein Mädchen war und in der getäfelten Stube im Brenkenhause uns den Thee einschenkte? Wie freute sich das Kind immer auf dein Kommen, Viktor; ihr jubelndes ‚Guten Tag, Vetter!‘ wenn du in die Stube tratest, das hör' ich immer noch. Und du kamst oft, Viktor!"

„Wozu denn das alles?" dachte ich, peinlich berührt.

„Ich wünschte nur eines," fuhr sie unbarmherzig mit ihrer eintönigen blechernen Stimme fort, „daß sie sich gut verheiraten möchte, die Bine."

„Nun?" fragte ich und griff nach dem Wochenblättchen, das auf der Sofalehne lag. Dabei war mir auf einmal ganz wunderlich zu Mut und es wurde mir schwer, die Worte gleichgültig zu sprechen — „nun, hat sie etwa schon einen Freier? Bei ihrer Schönheit wär's kein Wunder."

„Einen Freier?" fragte Tante Klara zurück. „Hm!" Ihre Augen senkten sich und sie zupfte am Taschentuch, dann blitzte es hinter den gehobenen Lidern auf. „Ja freilich," sagte sie rasch, „sie hat einen Freier, Viktor, warum soll ich es dir nicht erzählen? Den Radowitz auf Ötzen!"

„Ist denn da ein Sohn? Wohl ein Verwandter von Rudolf Radowitz?" Und wie die Frage selbst beantwortend, setzte ich hinzu: „Aber der Rudolf Radowitz ist ja gar nicht verheiratet gewesen, lebt wohl auch nicht mehr?"

„Doch, mein Junge! Der Rudolf Radowitz ist's selbst."

„Na, Gott sei Dank, Tante, deinen Humor hast du noch!" bemerkte ich.

„Wahrhaftig, Viktor, es ist mein Ernst!" beteuerte sie.

„Aber Tante, der alte Saufaus — er muß ja an die Sechzig sein — und ein achtzehnjähriges Mädchen!"

„Ja, es ist aber so!" erwiderte sie mit einem tiefen Seufzer

„Ich bitte dich um alles in der Welt," fuhr ich auf, „das ist ja — das ist —"

„Mein goldner Junge," sagte Tante Klara wehmütig, „sie ist ein armes, ein ganz armes Mädchen, und arme Mädchen dürfen nicht — hm" — sie hustete heftig — „dürfen nicht — ach, der schreckliche Husten!"

„Was dürfen sie denn nicht?" fragte ich ungeduldig.

„Nicht wählerisch sein!" hauchte sie.

„Und du glaubst, daß das Mädchen fähig wäre, einen — einen solchen — es ist einfach unmöglich, Tante Klara!"

„Ich habe kein Wort mit ihr darüber gesprochen, Viktor, ich mische mich nie in solche Sachen, das muß man nicht. Die Jugend will ihre Erfahrungen selbst machen; je mehr man redet, desto eigensinniger ist so ein achtzehnjähriger Kopf. Wie oft habe ich damals, als der Bayer sich als Freier zeigte, zu der Leni gesagt: ‚Leni, entscheide dich nicht so rasch, warte

noch, vielleicht ist er der Rechte doch nicht', aber — na, sie hatte tausend Gründe dagegen, und —"

„Lüg' du und der Deibel!" dachte ich, und der Zorn stieg mir in den Kopf.

„Ach Gott, und Bine ist gerade so wie ihre Mutter," fuhr sie fort, „redet sich vielleicht gar ein, sie thut uns allen eine Güte, wenn sie den reichen Radowitz nimmt, und — lieber Himmel, es wär' ja auch so, wir sind eben auf so etwas angewiesen, Viktor! Es ist hart, ist prosaisch — ach ja, aber das Leben, das unbarmherzige Leben!" Sie nickte mit ihrem wunderlichen Greisengesicht unter der jugendlichen Spitzenhaube noch einmal zu mir herüber: „Ja, ja, das Leben, Viktor!"

„Ich muß mich nun empfehlen, Tante," sagte ich, mich mühsam beherrschend, „will den Herren vom Regiment mal ‚Guten Tag!' sagen, muß mich auch entschuldigen, daß ich so in Civil dahergekommen bin und ohne Meldeanzug. Auf Wiedersehen heute nachmittag im Brenkenhause!"

„Viktor," flötete sie, „es thut mir so leid, dich nicht auf einen Löffel Suppe hier behalten zu können, aber so mitten im Umzug —"

„Bitte, bitte, Tante, mir — ist aller Appetit vergangen," wollte ich sagen, hätte es auch dreist behaupten können. Ich nahm einen Anlauf, ihr die Hand zu küssen, aus alter Gewohnheit, aber auf halbem Wege ließ ich sie wieder sinken. „Leb' wohl!" murmelte ich, und draußen gab ich ihr, leise vor mich hinscheltend, ein paar sehr despektierliche Namen. Na, sie hatte ja schon die Tochter auf dem Gewissen, warum denn nicht auch noch die Enkelin! Hol' der Teufel alle alten Weiber, die aufs Ehestiften aus sind! Übrigens, da war ja der Augenblick gekommen, wo Lenis Kind meiner Hilfe bedurfte! Arme kleine süße Bine! Was mache ich nur mit dir, wie helfe ich dir?

In meinen Gedanken war ich rasch vorwärts geschritten, immer vorwärts, zum Thore hinaus. Da, an dem stillen langsamen Flüßchen, das beschaulich durch die Wiesen schlich, zog sich dicht an der Stadtmauer ein Feldweg hin; den schlug ich ein. Ich war ihn früher tausendmal gegangen, denn der Garten des Brenkenhauses ward von dieser alten Mauer begrenzt, und ein Pförtchen führte heraus über den Weg zum Fluß hinab, wo man das Wasser zum Begießen der Gemüsebeete und Blumen schöpfte und wo der alte morsche Kahn lag. den wir, Leni und ich, so oft zum Spazierenfahren benutzt hatten oder als Brücke, um auf die Wiesen zu gelangen, denn der Kahn war gerade so lang wie das Flüßchen breit, und wenn wir ihn quer drehten, gab er die schönste Brücke.

Ich betrachtete die hohe Mauer, in deren Fugen Gras und Hauslaub wuchsen, und dachte dabei an ganz anderes. Dieser unglaubliche Plan mit dem Radowitz! Ich starrte auf die alte Thür, neben der ein Ebereschenbaum stand mit purpurroten Fruchtbüscheln — ob etwa Bayer den Radowitz angepumpt hatte? Über den Wiesen braute der Nebel, durchsichtig weiß und silberschimmernd in den blassen Strahlen der Herbstsonne, so zart und duftig wie ein Brautschleier.

Donnerwetter, der Radowitz! War es denn nur möglich? Dieser — na, jetzt mußte er ja ein Mummelgreis sein, war aber damals schon kein Jüngling mehr, so ungefähr in dem Alter, in dem ich mich jetzt befand, und damals schon hatte er eine rote Nase, die der Güte seines Burgunders ein so beredtes Zeugnis ausstellte, freilich auch seinem Durste. Und damals schon war es eine bekannte Thatsache, daß der alte Kutscher, wenn er seinen Herrn in die Stadt gefahren hatte, jedesmal fragte: „Herr Baron, wer ist heute dran? Ich glaube, Sie waren es das vorige Mal, Herr Baron!“ Und wenn der Mann recht hatte, so trank Herr von Radowitz nur zwei

Flaschen Sekt oder Burgunder, um nüchtern zu bleiben und auf dem Heimweg die Pferde lenken zu können, weil der Kutscher diesmal das Recht hatte, einen über den Durst zu trinken. Das nächste Mal durfte dafür der Herr sich bezechen und Christoph blieb nüchtern. Sie hatten diesen schönen Pakt einst miteinander geschlossen, als sie, beide angeheitert, um ein Haar verunglückt wären samt den neuen ungarischen Juckern, die den Weg von Wardelingen nach Ötzen noch nicht kannten und sich die schwankende Leitung vom Bock aus nicht anders zu erklären wußten, denn als eine Aufforderung, ein bißchen durchzugehen. Und der wollte Bine heiraten!

Ja, im übrigen ein Ehrenmann, der Rudolf Radowitz, aber wie kam er auf den hirnverbrannten Gedanken, heiraten zu wollen, und gar dieses Kind?

Ich war vor dem altbekannten Pförtchen stehen geblieben, zog, in tiefe Gedanken versunken, die beiden Brenkenhausschlüssel heraus, die ich vorsorglich und trotz aller Eile vor der Abreise eingesteckt hatte, und schloß auf. Dann blieb ich noch einmal stehen und schaute mir die hohe Mauer an. Könnte auch nicht schaden, wenn die mal ein wenig mit Cement verputzt würde; natürlich, ich war zu lange nicht hier gewesen, und andre Menschen kümmerte es nicht, ob — — Dann blieb mein Auge an dem braun und purporrot schimmernden Gerank der alten Laube hängen, die über diese Mauer hinwegschaute und auf einem künstlich geschaffenen Hügel im Garten errichtet war, um einen Blick ins Land zu verstatten. Und da stand wie in einem Rahmen von Purpursammet die Leni, oder vielmehr ihr schönes Töchterlein, und schaute, die Hand an die Stirn gelegt, mit träumerischen Augen in die Ferne. Reizend sah sie aus in dem schwarzen Trauerkleid und der roten Umgebung. Sie mußte eben erst hergekommen sein und mich noch gar nicht erblickt haben.

„Morgen!" rief ich. „Interessante Aussicht, Bine — was?"

Sie erschrak und erglühte; als sie mich erkannte, nickte sie freundlich und verschwand. In den Garten tretend, sah ich sie die morschen Holzstufen des Hügels heruntereilen. Sie hatte Füßchen wie — wie die Leni sie gehabt, so schmal, so zierlich.

„Lieber Onkel," rief sie, „ich hatte dich gar nicht gesehen!"

„Glaub' ich schon, Binchen; du gucktest ja so angelegentlich in den Nebel hinaus, als könntest du ihn durch und durch schauen; der Schloßturm von Ötzen war aber wohl doch nicht zu erkennen?"

Sie sah mich groß an mit einem eigentümlich forschenden Blick, als wollte sie fragen: wer hat dir denn das schon verraten? Aber sie antwortete nicht. Sie trug über ihrem Trauerkleidchen eine weiße Schürze — denn sie habe Gardinen aufgesteckt — und oben an der Kreppprüsche einen kleinen Ebereschenzweig mit einigen der dunkelroten Beeren, die sonderbar aus dem düstern Schwarz hervorleuchteten.

Schweigend schritt sie neben mir durch den Mittelweg des Gartens, und ich wußte auch nichts zu sagen. Es ging mir am hellen Tage wie gestern abend beim Mondschein: die ganze Vergangenheit wurde mir lebendig an der Seite meines schönen Patenkindes.

Mit Gewalt riß ich die Augen von ihr los und bemühte mich, meine Aufmerksamkeit dem Garten zu schenken.

„Ja, sieh nur mal, Onkel," begann sie freundlich, „wie vernachlässigt hier alles ist! Die Wege grün von Unkraut, die Buchseinfassung nicht beschnitten und auf den Rabatten die unglücklichen verkommenen Stachel- und Johannisbeersträucher! Thut dir so etwas nicht auch weh? Ich kann es gar nicht sehen. Schau nur die Obstbäume an — ein Wunder, daß sie noch getragen haben! Ich darf hier doch ein bißchen

Ordnung schaffen, nicht wahr? Und das ist mir ein lieber Gedanke, daß ich wenigstens an den Bäumen dir ein wenig deine große Güte vergelten kann."

„Aber, liebes Kind, du —"

„Sag' nur nichts, Onkel, es ist so; und denke dir, ich bin sogar noch obendrein schrecklich unbescheiden. Darf ich dich um etwas bitten?"

„Natürlich, Leni — bitte nur, bitte!"

„Aber du mußt ehrlich sagen, wenn du es nicht gern erlaubst!" Sie bog das errötende Gesicht vor und sah mich ernsthaft, treuherzig an, so ganz wie Leni einst.

„Ich erlaube dir alles, Leni," murmelte ich.

„Bine, Onkel, Bine! Aber wenn du mir das erlaubst, um was ich dich bitten will, erlaube ich dir auch etwas, dann darfst du ‚Leni' zu mir sagen, und ich will immer darauf hören. Ich könnte ja doch auch eigentlich wie Mama heißen," setzte sie nachdenklich hinzu, warum nur nicht, Onkel?"

Ich schluckte ein paarmal. „Na, so wünsche nur!" sagte ich dann.

„Also, Onkel, wenn du mir jetzt antwortest, da sagst du entweder ‚Ja, Leni!' oder ‚Nein, Bine!' — aber nicht böse sein, lieber Onkel!" Sie erfaßte meine Hand und über ihre thränenschimmernden Augen senkten sich die dunklen Wimpern. „Die Buschen hat mir nämlich vorhin die Stube gezeigt, in der Mama als junges Mädchen gewohnt hat, und da wollte ich dich fragen, ob — die Buschen sagt freilich, das erlaubtest du nicht — bist du böse, Onkel? Ach, du siehst auf einmal ganz blaß aus! Nein, nein, ich will's auch gar nicht, Onkel, es war auch so unbescheiden, nur daran zu denken, daß ich dort gern gewohnt hätte — ach, Onkel!"

Ich hatte mich hinunter gebeugt und befreite ein paar verkrüppelte Astern von welken Blättern; ich mochte mich

etwas hastig zu dieser Arbeit entschlossen haben. Sie stand regungslos hinter mir und ich hörte ihre letzten flehenden Worte nur wie einen Hauch.

„Himmeldonnerwetter, nimm dich zusammen!" schimpfte ich innerlich auf mich, und laut sagte ich, so ruhig ich konnte: „Zieh' hinein, Leni, zieh' nur hinein!"

„Ja? O, ich danke dir viel, vielmal, Onkel!"

Als ich sie ansah, rannen ihr ein paar Thränen über die Wangen, aber sie lächelte. „Komm' doch mal mit hinauf in die Stube, Onkel Viktor!" bat sie.

„Später, Leni, später!" wehrte ich hastig. Um die Welt hätte ich nicht mit ihr zusammen da eintreten können, in das Zimmer, das, so lange ich lebte, nicht wieder hatte bewohnt werden sollen; das ich Tante Klara nach Lenis Hochzeit einfach fortnahm unter dem Vorwand, Bücher dort hineinstellen zu wollen, die mir in meinem Junggesellenheim zuviel Platz versperrten, in Wahrheit aber, weil — weg damit!

„Onkel, ich will das Stübchen halten wie ein Heiligtum," fuhr das Mädchen fort. „Ach, du kannst dir ja nicht denken, wie lieb ich jede Erinnerung an Mama habe! Siehst du, ich kann mich noch genau besinnen, wie sie mich geküßt hat, so lieb und weich, und wie es dann so schrecklich wurde, als sie plötzlich nicht mehr da war, und wie ich geschrien habe, als mir Großmama das kleine blauseidene Kissen, das Mama sich immer unter den Kopf schob, wenn sie ruhen wollte, fortnahm — weil es ansteckend sei. Es war mir immer, wenn ich mein Gesicht darauf preßte, als fühlte ich das ihrige neben mir. Ich bin wohl recht thöricht, Onkel? Nein? Das denkst du nicht? Ich freue mich so sehr, droben zu schlafen! Die Buschen sagt, es sei dasselbe Bett, in dem Mama als junges Mädchen schlief, so ein altmodisches Himmelbett mit gedrehten Säulen. Ist das wahr, Onkel? Und dann stelle ich mir

das Nähtischchen hinein und meine Bilder, und die alte Kommode ist auch noch da — ach, ich danke dir, Onkel!"

Sie drückte mir die Hand und ich bückte mich abermals nach irgend etwas, aus Angst, sie könnte mir die frischen Lippen zum Kuß bieten; ich hätte ihr keinen Onkelkuß geben können. Und, gottlob, dann kam Mutter Buschen und rief, daß da ein paar Ulanen seien, die Möbel brächten, und das Fräulein möge kommen, um zu bestimmen, wohin sie gestellt werden sollten.

Sie lief eilends dem Hause zu. An der Thür wandte sie sich noch einmal um. „Aber Onkel, heute abend mußt du Thee bei uns trinken, um sieben, dann ist alles so in Ordnung, als ob wir schon hundert Jahre hier wohnten."

Sie wartete meine Antwort nicht ab, und ich folgte ihr, um durch das Haus auf die Straße zu gelangen. Im Vorübergehen sagte ich Mutter Buschen, daß das Zimmer, in dem die alten Bücherkisten ständen, von dem gnädigen Fräulein bewohnt werden würde und daß daher die Kisten auf den Boden gebracht werden sollten.

„Herr du mein Leven!" rief die Alte, „nee, und ich sag' noch zu ihr, bilden Sei sich man bloß das nich ein, gnä Fräulein, daß er Sei die Stube giebt! Da könnt' der Kaiser selber kommen! Hat erst im vorigen Jahre geschrieben, als ich ihm gemeldet hab', daß der olle Ofen so wackeln thät, in die Stube soll gar nichts gemacht werden — nee! Und nu? Na, mir kann's recht sind, Herr General — Herr Major, wollt' ich sagen."

Ich machte, daß ich aus dem Hause kam, suchte den mir von früher bekannten Kommandeur auf, fand ihn glücklicherweise nicht zu Hause, und schließlich aß ich wohl oder übel an der Offizierstafel. Es speisten nur vier Herren da, ein unverheirateter Rittmeister und drei Lieutenants. Ich erfuhr

auch, daß alles, was abkömmlich war, bei Radowitz zum Diner sei. Es wurde eine ziemlich langweilige Geschichte. Die Herren genierten sich vor mir, sich aus vollem Herzen über die Vorgesetzten auszusprechen, und ich war verstimmt, schauderhaft verstimmt; ich ärgerte mich über die Fliege an der Wand, über das blöde Gesicht des kleinen Kellners, über einen winzigen Zweig dunkelroter Ebereschen, den der Herr Lieutenant von Felsenberg zwischen den Fingern drehte und bald behutsam, als sei er von Glas, neben seinen Teller legte, bald unter seine Nase brachte, als röchen die roten Dinger wie Rosen. Dabei sprach er kaum ein Wort, sondern heftete nur, wenn er glaubte, ich sei mit meinem Essen beschäftigt, einen forschenden fragenden Blick auf mich, der ich ihm gegenüber saß. Ich nahm ihn auch ein paarmal aufs Korn. Bildhübsch war er, aber er hatte etwas Zigeunerhaftes in seinem Gesicht — mochten es nun die dunklen Augen sein, der kecke schwarze Schnurrbart, die bräunliche Gesichtsfarbe oder die blitzenden Zähne — beneidenswerte Zähne!

Ich redete ihn schließlich an, fragte, ob das Regiment beim letzten Rennen beteiligt gewesen und wie die diesjährigen Remonten ausgefallen seien, und erhielt sehr höflichen Bescheid, wobei er mich immer in dritter Person anredete: „Befehlen der Herr Major“ u. s. w.

„Ist wohl Jagd heute auf Ötzen?“ fragte ich dann.

„Nein, nur Diner, großes Diner — wird spät werden, bis die Herren zurückkommen, geht da immer ein bißchen lustig zu.“

„Waren wohl dienstlich verhindert, mitzuthun, Herr Lieutenant?“ forschte ich.

Er sah mich mit seinen dunklen Augen an, in denen ein unendlich verächtlicher Ausdruck aufblitzte. „Ich hatte nicht die Ehre, eingeladen zu sein,“ lautete die ironische Auskunft, und er roch an den Ebereschenzweig.

Der Rittmeister lachte. „Kennen Sie den Rudolf Radowitz, Herr Major? Der gemütlichste Kerl unter der Sonne, hat aber eine Abneigung gegen den liebenswürdigsten und schneidigsten Kameraden, der je eine Ulanka trug."

„Gegenseitigkeit!" sagte der schöne Zigeuner kurz, aber er konnte nicht hindern, daß ihm eine jähe Röte ins Gesicht flog. Dann zog er die Uhr, warf einen Blick darauf, ließ Butter und Käse auf seinem Teller unbenutzt liegen, machte ein paar sporenklirrende Verbeugungen und verließ das Zimmer.

„Kennen Sie den Radowitz, Herr Major?" fragte der Rittmeister nochmals. „Natürlich, Sie müssen ihn ja kennen! Hat einen förmlichen Haß auf Felsenberg, geht so weit, daß er dem armen Jungen die Pferdepreise in die Höhe treibt, obgleich er weiß, daß dessen Zulage kaum für die waschledernen Handschuhe reicht; kauft ihm sogar die Gäule vor der Nase fort, wenn er merkt, daß Felsenberg sich darum bemüht, weil er sie just haben muß, und das alles, weil — na, so geben Sie zum Kuckuck doch her!" herrschte er die Ordonnanz an, die schon eine Weile mit dem Parolebuch hinter ihm stand. Und dann vergaß er über dem Regimentsbefehl, was er noch sagen wollte, und begann mörderlich zu schimpfen über irgend etwas, das er da gelesen hatte und das nach seinen Ansichten höchst unzweckmäßig war.

Und ich, ich saß da, rührte in meinem Mokka und hatte nicht den Mut, zu fragen, warum der dicke Rudolf Radowitz und der schöne Felsenberg sich haßten und einander das Leben schwer machten. Schließlich saß ich ganz allein da und dachte darüber nach, bis mich die Wirtin aus meinen Träumen aufjagte mit der Frage, ob ich mich ihrer noch erinnere.

Ich hatte allerdings Mühe, in der kleinen dicken Madame das niedliche schnippische Mädchen von ehedem wiederzuerkennen. Aber natürlich that ich doch so, und da niemand mehr im

Zimmer war und um diese Zeit auch keiner der Kameraden zu kommen pflegte, so hielt sie sich für verpflichtet, mich zu unterhalten, und nahm natürlich an, daß mich Stadtneuigkeiten am meisten interessieren würden. Sie begann unter einem tiefen Seufzer, es sei doch früher viel schöner gewesen und viel lustiger, und das Offizierkorps viel flotter, und doch seien augenblicklich lauter schwer reiche Herren beim Regiment. Der einzige, von dem man sagen könne, daß er keine Mittel habe, sei Herr von Felsenberg, und der, nun der sei eine Seele von einem Menschen, und sie, die Wirtin, habe immer nur den einen Wunsch, daß ihr eigner Bengel einmal ebenso werde wie der, so solid, so brav und so ein guter Sohn. „Keine Karte rührt der an, Herr Major, sag' ich Ihnen! Sehen Sie mal, Herr Major, er hat seine alte Mutter noch, und zu Weihnachten vorigen Jahres hat er mich gefragt, ob ich ihm wohl behilflich sein möchte, eine Gans einzukaufen — eine gemästete, wissen Sie — die wollte er der alten Frau hinschicken. Na, Herr Major, andere wollen immer bloß haben von den Eltern und hätten für das Geld lieber ihren Sekt getrunken —"

Ich konnte nicht einmal lächeln über den Gänsebraten und den guten Sohn, der seiner Mutter damit eine Weihnachtsfreude machte, und als nun die ehemalige kleine Emilie plötzlich ganz unvermittelt fragte, wie es denn den Bayerschen Damen gehe, sah ich sie nur starr an und ließ wie ein Opferlamm ihren Redestrom über mich dahinfließen.

Am meisten leid sei es doch allen Menschen um das schöne Fräulein Sabine. „Nein, Herr Major, wie so'n Engel ist die doch! Der Herr Major hätte sie nur sehen sollen auf ihrem ersten Ball im vorigen Winter, da droben im Saal, der übrigens jetzt Parkett hat und einen Kronleuchter mit dreißig Lampen. Ganz in Weiß ist sie gewesen, selbst das

Kränzchen im braunen Haar von weißen Blüten. Wissen Sie, Herr von Brenken, die alte gnädige Frau hat sich immer auf die Toilette verstanden; wenn man nur an die selige Mama von Fräulein Sabine denkt — wie ein Püppchen war sie immer angezogen. Ich war also, wie früher auch, ein bißchen hinaufgegangen, um zuzuschauen, und da habe ich gesehen, wie sie alle ganz weg waren von Fräulein Bine Bayer, und am meisten der alte Radowitz. Es war zum Schieflachen, wie er herumgekugelt ist um sie; als wenn unser Küfer ein Weinfaß dreht, accurat so, habe ich zu Jean gesagt. Aber weil der Herr von Radowitz doch nicht tanzt und weil die jungen Herren das Fräulein beinahe zerreißen wollten, da hat er sich zu der Frau Großmama gesetzt und hat ihr Süßholz geraspelt und dabei immer auf das Fräulein geschielt."

„Na, guten Tag, Frau Emilie!" schnitt ich ihr die Rede ab, „ich will nur mal ein bißchen Nachmittagsruhe halten. Möglicherweise reise ich noch mit dem Nachtzuge weiter; ich will nämlich nach Italien."

Ich stieg die Treppe des „Deutschen Hauses" empor und suchte meine Stube auf; da lag auf dem Sofatisch ein Brief von meinem Reisekameraden. Ich nahm ihn, setzte mich auf das Sofa und riß den Umschlag auf, aber zu lesen begann ich noch nicht. Hinter meiner Stirn trieben sich die Gedanken im bunten Wirbel umher und machten es mir unmöglich meine Aufmerksamkeit andern Dingen zuzuwenden.

Ich sah immer nur den Radowitz vor mir, groß und breit, und neben ihm Tante Klara im schönsten Einverständnis, und ich hörte sie dann sagen mit ihrer spitzen Stimme: „Bedenke doch, Viktor, das Kind ist arm, ganz arm, und Ötzen ist doch schließlich ein recht anständiger Unterschlupf! Ach, all das andre Gethue ist ja Nebensache, Sentimentalität!"

„Hol' euch ein Donnerwetter!" fluchte ich, „daraus wird

nichts! Ich bin auch noch da!" Und mit dieser halblauten Verwünschung riß ich den Brief aus dem Umschlag.

„Lieber Brenken," las ich, „was machen Sie denn? Betrügen mich und sich um die schönsten Stunden, lassen mich allein die Reise über den Gotthard machen und wollen nachkommen? Familienangelegenheiten? Ich habe Sie meintag nicht von solchen Sachen sprechen hören. Ihre Frau Schwester, die ich in der Behrenstraße traf, behauptet, nichts von solchen Dingen zu wissen; ich schwieg gleich still, weil man ja nicht ahnen kann, was Sie eigentlich vorhaben, und murmelte nur etwas von einem Pferdekauf.

„Sie wollen sich doch nicht etwa verloben? Brenken!

„Ich bitte Sie, kommen Sie doch recht eilig nach. Ich würde Sie gern in Berlin erwartet haben, aber so reisefertig hat man keine Ruhe mehr, daher gebe ich diese Zeilen bereits in Luzern zur Post. Um Mitternacht heute bin ich in Genua; ich werde am Ufer des Meeres sitzen und sehnsüchtig Ihrer harren. Avanti!

„Brenken, der Himmel schütze Sie vor Thorheiten!

Ihr Leeden."

Der ist verrückt! sagte ich, und in meinem Kopf wurde es plötzlich sehr, sehr ruhig. Nach einem Weilchen stand ich auf und machte mich ans Schreiben:

„Lieber Leeden!

„Ich meine, in Genua wird's schon ein paar Tage allein auszuhalten sein; ich kann hier erst übermorgen abreisen, denn ich — hoffentlich ist es Ihnen nicht unangenehm — gedenke mein Patenkind, eine junge Nichte von achtzehn Jahren, mitzubringen. Sie wird nicht stören, die Kleine; sie ist allerliebst. Sie muß sofort abreisen — na, das erzähle ich Ihnen, es sind das eben die Familienangelegenheiten. Bestellen Sie

ein paar nette Zimmer im Gasthof! Ich telegraphiere, wann Sie uns empfangen können. Immer Ihr Brenken."

Natürlich, sagte ich, während ich die Adresse schrieb, so wird's gehen. Wofür ist man denn Onkel? Und schließlich kann ich mich doch nicht hierher setzen wie eine Gouvernante, um sie vor dem Radowitz zu schützen. Unterwegs werde ich ihr das in aller Ruhe klar machen; sie darf sich nicht Hals über Kopf in eine Ehe stürzen, nur um der Frau Großmama ein sorgenloses Dasein zu ermöglichen; sie muß dem ehestiftenden Einfluß dieser alten Dame unbedingt entzogen werden, auf längere Zeit und gründlich. Nach der Rückkehr aus Italien werde ich sie zu meiner Schwester bringen, und dort wird's ja an Gelegenheit, eine Partie zu machen, nicht fehlen, wenn denn durchaus geheiratet werden soll.

Ich wunderte mich, während ich den Überzieher anzog, daß mir dieser Gedanke nicht schon früher gekommen war. Nein, mein bester Leeden, sagte ich und klopfte auf den Brief, den ich in meine Brusttasche gesteckt hatte, den Spaß mache ich dir nicht, mich als Bräutigam vorzustellen! Da hinter den Ohren sitzen bereits einige graue Haare, na — du sollst in mir den Onkel comme il faut kennen lernen. Etwas pedantisch vielleicht, etwas strenge, besonders gegen etwaige Freier — na — hm!

Ich ging hastig fort; ich wollte auf der Stelle mit Tante Klara sprechen. Überdies, es mußte ja schon spät sein, es war bereits ganz dämmerig geworden.

Aber nein, es war erst halb sechs Uhr, und um sieben sollte ich kommen. Ich schlenderte mit meinem Brief nach der Post, ging dann nach einem kleinen Blumenladen und kaufte einen Kranz für Lenis Grab, und schließlich wanderte ich hinaus auf den Friedhof und legte das Gewinde der Epheublätter auf die Steinplatte, unter der sie schlief. Ja, ja, Leni,

ich sorge für sie, dachte ich dabei, ich wache über sie, denn sie ist mein Kind, meine Tochter, sie soll nicht verkauft werden wie du!

Es war wirklich Ruhe über mich gekommen, als ich das Brenkenhaus betrat. Dieser weiche Taumel, in dem mein Herz seit gestern schwamm, war verschwunden, mich hatte nur die Allgewalt der Erinnerungen gepackt und — diese Ähnlichkeit.

Gott sei Dank, Tante Klara saß allein in der Sofaecke! Weiter niemand da als die beiden Dachshunde auf der Ofenbank. In der Mitte des Zimmers stand schon der Tisch gedeckt auf der nämlichen Stelle wie früher, alles sehr zierlich und nett — eine Schüssel kalten Aufschnitts, grüne Petersilie darum, eine andere mit Salat; Tassen, Schinkenbrötchen — allerliebst! Es war auch ein wenig geheizt, und in der Ofenröhre summte der Messingkessel mit dem Theewasser.

Ich zog einen Stuhl zu Tante Klara hinüber und sagte vergnügt: „Hör', Tante, ich habe ein Attentat auf euch vor!"

Sie sah mich wehleidig lächelnd an. „Mein lieber Viktor, was denn?"

„Ich bin nämlich im Begriff, nach Italien zu reisen, Tante, und —"

„Du Glücklicher!" seufzte sie.

„Und möchte mein Patchen mitnehmen."

Tante Klara setzte sich in die Sofaecke zurück, strich über ihr Shawltuch und räusperte sich; aus der Fensternische aber flog ein herzliches lautes Mädchenlachen herüber und Hella erschien hinter den weißen Musselinvorhängen.

„Du, Onkel, das ist eine Kateridee!" rief sie, „zum Totlachen!" Und in der That schien sie die Absicht zu haben, das letztere wahr zu machen, denn sie konnte sich kaum beruhigen.

Ich warf ihr einen wenig freundlichen Blick zu und wandte mich an die Tante. Aber diese flötete: „Ach, Viktor, dazu — nimm es mir nicht übel — du bist zwar schon Stabsoffizier, aber dazu — dazu bist du doch noch zu jung."

Ich wollte auffahren, da trat sie herein, ein Körbchen mit Obst tragend, und in diesem Augenblick überkam mich ein unglaublich niederschmetterndes Gefühl, und das, was ich eben gewollt und so natürlich gefunden hatte, erschien mir selbst geradezu unmöglich. Nein, nein, schrie es in mir, sie ist weder Nichte noch Patenkind, sie ist Leni, Leni, die Liebe meiner Jugend, der Traum meines Lebens — Leni, wie rette ich dich, wie helfe ich dir?

Bine hatte indes ihres Amtes als Wirtin gewaltet, so zierlich, so reizend, so ganz, wie ich es schon kannte von früher. Sie goß mir Thee ein, schnitt mir Brot und fragte, ob ich es hier nicht schon ganz gemütlich fände. Und das liebe vertraute Gesicht lächelte mir zu und die roten Lippen baten um Entschuldigung, daß nur ein so einfaches Essen aufgetragen sei. Dann blickten die klaren Augen die alte Dame an und senkten sich gleich darauf wie beschämt.

„Hör' mal, Bine," begann das enfant terrible in meine Verwirrung hinein, „Onkel Viktor will dich mitnehmen nach Italien."

Sie lachte herzlich und unbefangen wie über einen köstlichen Spaß. Ich bückte mich nach meiner Serviette.

„Möchtest du nicht, Binchen?" fragte sehr langsam Tante Klara. Und ohne die Antwort abzuwarten, begann sie von dem Wunderlande zu sprechen und entwarf wahrhaft glühende Schilderungen, so daß selbst Hella ihre Teckel zu füttern vergaß, die, rechts und links von ihr sitzend, jeden Bissen zählten, der an ihnen vorüberging, und mit offenem Munde lauschte. Ich aber besann mich vergeblich, ob Tante Klara jemals dort

gewesen sei; als ich sie endlich danach fragte, antwortete sie kurz: „Ja natürlich, wir waren doch auf der Hochzeitsreise da.“

Ich starrte sie an; soweit ich mich erinnerte, war diese Reise nicht weiter gegangen, als von Magdeburg, wo sie getraut worden war, bis nach Ülzen, wo ihr Mann damals stand. Ich schwieg aber; Tante Klara glaubte vielleicht, diese Reise wirklich gemacht zu haben. Warum ihre schönen Träume stören in Gegenwart der Enkelinnen!

Und die älteste Enkelin saß da und ihre lieben Augen blickten träumerisch in den dunklen Winkel des Zimmers, als sähe sie dort das wogende blaue Meer und die grüne Orangenwildnis, hinter der sich die kleine weiße Villa versteckte, in welcher die Großmama die süßeste Zeit ihres Lebens verträumt haben wollte.

„Und abends ruderte er mich beim Mondenschein aufs Meer hinaus, während aus dem Vesuv die roten Flammen sprühten,“ schloß die Tante mit einem Seufzer, „es war wundervoll!“

Bines Gesicht war ganz rosig angehaucht. „Wie schön muß es gewesen sein, Großmama! Warum hat Mama nicht auch ihre Hochzeitsreise nach Italien gemacht?“ fragte sie leise.

Die alte Dame antwortete nicht, und Hella fiel ein, für ihren Teil müsse sie danken. Die Italiener seien geborene Tierquäler, und wenn sie auf Reisen gehe, so sei es nach Afrika — zu irgend einem Beduinenstamme, wo die Männer die Pferde so liebten wie ihre Frauen oder noch mehr. „Übrigens habe ich gedacht,“ setzte sie hinzu, „es gebe Hasenbraten, Bine? Der alte ‚Knopp‘, der Radowitz, hat doch einen Lampe geschickt heute früh?“

„Hella!“ tadelte Tante Klara mit einem Blick zum Himmel empor.

„Na, er ist ja ganz ulkig, der Radowitz," plapperte sie weiter. „Wo ein andrer einen Blumenstrauß schickt, da schickt er einen Braten, und das ist ganz gescheit und den Umständen angemessen, nicht wahr, ihr Teckel? Onkel, hast du Großmama auseinandergesetzt, daß die Hunde hier bleiben müssen, schon wegen der wilden Karnickel im Garten?"

„Ich bespreche nachher mit deiner Großmama alles Nötige — du erlaubst doch, Tante? Vielleicht bald, wenn es dir paßt?"

„Bine, räume den Tisch ab!" befahl die alte Dame. „Hella!" rief sie dann erregt, „ich verbitte mir, daß die Hunde von unsern Tellern fressen!"

„Na, so appetitlich wie der Radowitz sind sie auch noch!" antwortete das unartige Kind.

Es war wirklich unhöflich von mir, aber ich lachte laut auf.

„Du bist ihren Ungezogenheiten gegenüber ebenso nachsichtig wie ihr Vater," erklärte die Tante ärgerlich, mit einem Seitenblick auf Sabine, die eben der Thür zuschritt. „Schäme dich, Hella, geh' hinaus mit den Hunden — sofort!"

„Sehr gern, Großmama! Kommt — die Katz' ist da!" Mit einem wahren Höllenlärm verschwand das kecke Mädel und ihr bellendes Gefolge.

„Meine liebe Tante Klara," begann ich, als endlich auch Sabine sich leise mit den letzten Tellern entfernt hatte, „nun noch einiges über deine Lage!" Und ich machte ihr einige Vorschläge zu deren Verbesserung.

„Unmöglich, Viktor, das darf ich nicht annehmen!" wehrte sie ab.

„Tante, du hast um meine Hilfe gebeten und mußt sie dir gefallen lassen, also erlaube, daß ich bestimme!"

Sie seufzte, und als ich endlich durch verschiedene Kunstgriffe ihr und den Mädchen ein einigermaßen erträgliches

Dasein zu schaffen geglaubt hatte, seufzte sie abermals und brach dann in Thränen aus.

„Du bist ein guter Mensch, Viktor," schluchzte sie, „was hast du für ein goldnes Herz, wie glücklich hättest du eine Familie gemacht! Ich werde es dir ewig danken!"

„Nun aber verlange ich eine Gegenleistung, Tante."

„Herr Gott, Viktor, um alles in der Welt! Nein, wie du so dasitzest und den Schnurrbart drehst — du siehst aus wie ein Sekondelieutenant! Verlange nur das nicht, daß das Kind mit dir nach Italien reisen soll, ich kann das nicht erlauben —"

„Beruhige dich," sagte ich kühl, „Hella hatte recht — es war eine Kateridee!"

Sie sah mich an wie enttäuscht.

„Ich verlange nur von dir, Tante, daß du Herrn von Radowitz nicht etwa auch solche Komplimente sagst, wie eben mir; er möchte es am Ende glauben und — ich würde ehrlich betrübt sein, wolltest du eine Sache unterstützen, die den Keim des Verderbens bereits in sich trägt. Ich möchte das Kind nicht auch so unglücklich sehen wie einst — du verstehst mich wohl?"

Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, und fing von neuem an zu schluchzen. „Die Verhältnisse, Viktor, die unglücklichen Verhältnisse! Wir können dir doch nicht ewig zur Last sein, wenn ich auch vor der Hand, so während des Trauerjahres, deine Güte annehme; aber dann —"

„Gut, so versprich mir wenigstens, während dieses Trauerjahres keinerlei Versuche zu machen, Sabine Bayer in eine Baronin Radowitz zu verwandeln!"

„Ach, Viktor, mein teurer alter Junge, wie gern! Hier meine Hand! Ach Gott, sie ist ja auch so jung, so reizend, so viel zu schade für — für — verlaß dich auf mich, ich wache über sie, ich —"

„Gut, Tante! Und nun — ihr werdet müde sein, ich will euch verlassen, ich habe auch noch meine Rechnung im Gasthof zu bezahlen, denn ich reise heute nacht mit dem Zwölfuhrzuge."

„Schon? O Gott, und ich glaubte, dich einige Tage hier zu haben; du hättest so schön hier wohnen können, Viktor. Wir würden alles gethan haben, dir das Leben im Hause gemütlich zu machen."

„Schade, Tante," sagte ich kühl, „ich habe eine Verabredung."

„Viktor, vielleicht besuchst du uns zu Weihnachten?"

„Das wird nicht möglich sein, Tante; ich habe zwei Monate Urlaub — bedenke, ich komme erst kurz vor dem Feste zurück!"

„Nein, nein, mein Junge, ich nehme den Korb nicht an. Vielleicht zu meinem Geburtstag im April?"

„Wollen sehen, Tante. Leb' wohl! Wo sind die Mädchen? — Na, laß nur, ich werde schon rufen draußen!" Diesmal, obgleich widerstrebend, küßte ich ihr die Hand, und sie drückte das Taschentuch vor die Augen.

Auf dem großen Hausflur draußen brannte wie zu jenen Zeiten, als Tante Klara noch mit Leni hier wohnte, eine kleine Öllampe auf einem Eckbrettchen und erhellte kaum notdürftig den großen Raum. Niemand hier. In der Mitte des Vorsaals schützte ein altersbraunes Geländer von drei Seiten die Treppenanlage; linker Hand die letzte Thür war die zu Lenis Stube. Ich schritt hinüber und pochte an. Als sie noch hier wohnte, hatte ich es nie gewagt, ob ich gleich mit Herzklopfen das braune Getäfel der Thür anzuschauen pflegte. Heute war ich der Onkel, der Pate, der kam, dem Kinde — ihrem Kinde — den der Mutter gelobten Schutz angedeihen zu lassen. Als nun aber eine klare Stimme „herein!" rief, da überfiel mich das alte Herzklopfen, nur stärker und kopfverwirrender noch als damals.

„Wahrhaftig, du bist ein ganz thörichter Kerl!" raunte

eine Stimme in mir. „Lauf davon oder — nimm dich zusammen! Achtung, Brenken, reiß dich los!"

„Ach, Onkel Viktor, willst du schon gehen — abreisen?" Sie hatte die Thür aufgemacht und stand vor mir. „Komm' doch herein," bat sie und zog mich über die Schwelle mit dem süßen Vertrauen eines Kindes, das einem erwachsenen Menschen seine Herrlichkeiten zeigen will. „Sieh, eben bin ich fertig geworden mit Einräumen, nur noch ein paar Bilder habe ich aufzuhängen. Onkel," bat sie, „es ist eigentlich ganz schrecklich unbescheiden — schlag' mir den Nagel ein für Mamas Bild, hier hast du Hammer und Nägel — bitte, bitte!" Sie hatte mir beides in die Hand gegeben. „Wo soll es denn hängen?" murmelte ich und riß meine Augen von ihr los.

„Hier, Onkel, in der Fensternische über dem Nähtischchen — ich leuchte dir!"

Ich setzte den Nagel in der angegebenen Höhe an die Wand, hob den Hammer und — schlug mich unbarmherzig auf die Finger; natürlich, mir flimmerte es ja in allen Farben vor den Augen — ich sah eben nichts, nichts als sie.

„Onkel, um Gotteswillen!" rief sie, und im Nu stand die Lampe auf dem Tisch und sie hatte meine Hand ergriffen. Ich fühlte, wie die ihrige zitterte. „Mein Gott, wie kindisch, das von dir zu verlangen!" schalt sie sich. Nun tauchte sie ein Taschentuch in kühles Wasser und wand es um die schmerzenden Finger, und ich fühlte doch kaum das Brennen der kleinen Verletzung. Dann lief sie hinaus — sie hatte etwas von Arnika gesprochen — und ich saß auf dem altmodischen kleinen Diwan, auf dem Leni einst gesessen hatte, und starrte zu dem uralten Bett hinüber und zu der Kommode, dem Spiegel, an dem eine kleine Schleife befestigt war, wie man sie beim Kotillon bekommt, rot und blau — die Regimentsfarben!

Wieder packten sie mich, die alten Schmerzen, und dazu gesellte sich ein neues berauschendes Hoffen.

Ich sprang empor. „Brenken, der Himmel schütze Sie vor Thorheiten!" Die Worte, die ich vorhin gelesen hatte, tönten mir ins Ohr. Festen Schrittes verließ ich die Stube und nahm mir in der Nähe des Lämpchens Hut und Überzieher. Drunten im Hausflur traf ich Bine, sie kam aus dem Zimmer der alten Mutter Buschen, mit einem Fläschchen in der Hand.

„Es hat so lange gedauert!" sagte sie, „aber oll Mutter Buschen ist schon ein bißchen umständlich, sie hat Tropfen für Tropfen aus einer der großen Flaschen gegossen, in der noch die Arnikablüten umherschwimmen. Du willst fort? Bitte, Onkel, nimm es mit, dein Diener kann dir ja leicht den Finger verbinden!"

„Leb' wohl, Leni," sagte ich, das Fläschchen mechanisch in die Tasche meines Überziehers steckend, „leb' wohl, und auf Wiedersehen!"

„Leb' wohl, lieber Onkel!" Ihre schlanken Arme hoben sich und legten sich um meinen Hals, und in dem dürftigen Schein des Lichtes sah ich ihr Gesicht vor mir, dicht vor mir die lieben, von schwarzen Wimpern umrahmten Augen, diese roten, kindlich schön geformten Lippen. — Ach, sie wußte nicht, was sie herauf beschwor in diesem Augenblick! „Grüße Italien, Onkel, und hab' Dank für alle deine Güte, du lieber, lieber —"

Das „Onkel" erstickte in dem Kuß, den meine Lippen leidenschaftlich auf die ihrigen preßten. Ich ließ sie hastig, fast erschreckt frei; einen Augenblick sah ich noch ihr rosiges halb verlegenes, halb staunendes Gesicht, dann stürmte ich hinaus.

Gottlob, herbe kalte Luft für meine heiße Stirn, Luft für meine gepreßte Brust — ich konnte frei atmen. Ich schritt

in der dem Gasthof entgegengesetzten Richtung davon und nach einer Stunde eiligen Gehens fand ich mich doch wieder vor dem alten Hause. Nirgends mehr Licht, obgleich es kaum neun Uhr war; aber ihr Zimmer lag ja nach dem Garten zu, und — —

„Guten Abend, Onkel! Freut mich, daß ich dir noch Lebewohl sagen kann," tönte eine frische Stimme an mein Ohr.

Unangenehm überrascht fuhr ich herum — natürlich Hella, im Gefolge von „Donnerwetter" und „Parapluie".

„Um alles in der Welt, wie kommst du denn heute abend noch auf die Gasse?"

„Ich war beim Wachtmeister, wegen des Ausreitens," sagte sie.

„So?"

„Ja! Du hast mir doch zehn Mark geschenkt, Onkel, und die Gärtnerfrau borgt mir den ‚Hans' für fünfzig Pfennig die Stunde."

„Aha!"

„Du gehst wirklich heute nacht, Onkel?"

„Ja, um zwölf Uhr."

„Und vorläufig allein!" kicherte sie. „Nein, Onkel, bist du ein drolliger kleiner Mensch, daß du so gar nichts merkst!"

Was wollte sie denn? Ärgerlich wandte ich mich um; sollte diese kleine Kröte die Manöver der Frau Großmama richtig durchschaut haben? „Ich merke nie etwas, Hella," sagte ich trocken. „Aber nun gute Nacht! Schlafe schön!"

„Na, warte doch mal, Onkel, ich muß mich doch bei dir revanchieren, du hast mir ja die Teckel gerettet! Darf ich?" Sie nahm meinen Arm und pfiff den Hunden. „Ich werde dich nach Hause begleiten, Onkelchen, komm', und unterwegs erzähle ich dir etwas und zuletzt gebe ich dir noch einen guten Rat, mein lieber kleiner Onkel. Also hör' zu!"

Hella ging einige Schritte schweigend neben mir her,

dann begann sie: „Was fürchtest du denn, Onkel? Das alte Kamel, der Radowitz, ist ja gar nicht gefährlich; du kannst ganz ruhig abreisen; denn den hat Bine längst abfallen lassen — aber gründlich! Zum Totlachen war es. Ich bin nämlich dabei gewesen. Der weiß genau, wie er mit Bine dran ist, und wenn er jetzt noch manchmal 'nen Hasenbraten schickt, so ist das nur so ein Gethue, damit die Leute nicht gleich merken, daß er seinen Korb schon nach Hause getragen hat."

„So, so! Weiß das Großmama?"

„Nein! Ist auch gar nicht nötig, daß sie es erfährt. Sie quält Bine so schon genug, und wenn ihr obendrein so eine Spielpuppe für ihre Gedanken fehlen würde, dann wäre sie ganz grimmiger Laune und kein Auskommen mehr mit ihr. Jetzt, seit du aufgetaucht bist, na, da hat sie ja zwei solcher Püppchen."

„Hella!"

„Na, Onkel, thu' man nicht so! Oder solltest du wirklich nichts — — dann erhalte dir Gott deine Harmlosigkeit! Ich kann dir nur sagen, du wirst jetzt ebenso als Butzemann gebraucht gegen Radowitz, wie der Radowitz als Butzemann dir gegenüber. Aber sei ruhig, Onkel, du bist im Vorteil!"

„Hör' mal, du verrücktes Mädel, was schwatzt du denn da zusammen?" schalt ich. „Du machst dir einen ganzen Roman in deinem thörichten Kopf zurecht. Geh' nach Hause, leg' dich ins Bett und schlafe, und morgen früh nimm ein Buch vor die Nase und lerne deine englischen Vokabeln, du naseweiseste Kreatur, die je bei nachtschlafender Zeit über das Wardelinger Pflaster gegangen ist!"

„Goldonkel," lachte sie, „ich kann doch nichts dafür, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin! Wenn du solche Augen machst gegen die Bine und so ein netter Kerl bist — —"

„Hella!"

„Nein wirklich, Onkel, sei nur gut; du hast die meisten Chancen, auf Ehre! Und nun gute Nacht — leb' wohl, reise glücklich! Der Radowitz ist nur eine Spatzenscheuche — gute Nacht!"

Sie war schon ein Ende fort. „Gute Nacht, Onkel!" rief sie knixend herüber, „der ist ungefährlich, und andre Leute erst recht — du lieber Gott! He, ihr Gesellen!" Dann der bekannte Pfiff.

„Hella," rief ich, „so warte doch!" Aber sie war fortgestürmt, und ich stand allein auf der einsamen dunklen Gasse.

„Andre Leute?" wiederholte ich. „Also noch einer? Das könnte nur, das müßte — der mit dem Ebereschenzweig? Unsinn! Lieber Gott, ein armer, ganz armer Junge und sie!" Wie kam ich nur auf den? Lächerlich! Da malte mir meine aufgeregte Phantasie etwas vor!

Über Hals und Kopf ließ ich von Böhme einpacken und verschmähte sogar den klappernden Gasthofwagen nicht, um nur so rasch als möglich dem Wardelinger Zauber zu entfliehen. Andre Luft, das Wort eines vernünftigen Menschen, der meinen armen Kopf zurechtrücken könnte, hunderte von Meilen zwischen ihr und mir, die Fremde mit ihren Wundern, andre Umgebung! Hinaus so rasch als möglich!

Ich atmete auf, als ich im Bahnwagen saß und der Zug dahin raste. Silberweiß lag der Mondschein über der Gegend, und hinter dem dunklen Walde verschwanden eben die Kirchtürme von Wardelingen.

Gott sei Dank! Nun mußte ja Frieden und Ruhe wieder über mich kommen! Und ganz mechanisch nahm ich meine Paßkarte aus der Tasche: „Alter: zweiundvierzig Jahre. Stand: Major."

Ich saß mit Leeden auf der Terrasse des Hotels Viktoria in Sorrent. Wir sprachen kein Wort; er war nie für vieles Reden gewesen und ich — ich sprach eigentlich nur noch mit mir selber. Drunten wogte das Meer in tiefer herrlicher Bläue; die Inseln schwammen in zartgrauem Nebel, und in violettem Duft erhob sich zu dem stahlblauen Himmel der Vesuv, am Saume seines Kleides mit hellschimmernden, von der Abendsonne beleuchteten Punkten wie mit Edelgestein besät — Portici, Torre dell' Annunziata. Unter den Orangenbäumen unsres Hotelgartens spazierten die unvermeidlichen Engländer, und jungvermählte deutsche Ehepaare saßen in den Lauben umher und sahen und hörten nichts von den Wundern der Natur. Uns alle aber umwogte der berauschende Orangenduft des Südens, dieser Duft, der mich immer traurig machte seit dem Tage, an dem ich die Ehre hatte, als Lenis Brautführer ihren Strauß halten zu dürfen.

Ich hatte Ruhe und Frieden nicht gefunden. Überall, überall folgte sie mir, Sabinens liebe leichte Mädchengestalt, überall blickten mir diese Augen entgegen, aus den Bildern der Museen, aus den Gesichtern der schönen Italienerinnen. Ich liebte mein Patenkind, Lenis Kind, und mein Herz und mein Verstand lagen im erbitterten Kampfe miteinander seit jenem Abend, da sie mir mit den Zügen meiner Jugendliebe entgegengetreten war, und ich fühlte mit wahrer Todesangst, daß der Verstand unterlag.

„Toller Kerl! Einfach verrückt!" murmelte Leeden, als ich aufstand und erklärte, ich wolle noch einen Brief schreiben, ohne daran zu denken, daß ich diese Komödie jeden Tag einmal aufzuführen pflegte und doch niemals einen Brief absandte. Ich ging trotzdem in meine Stube, aber ich machte heute gar nicht einmal den Versuch, zu schreiben; ich hätte den Brief doch wieder zerrissen wie die anderen alle. Mochte

immerhin die Tischglocke läuten; ich hatte keinerlei Lust, diese bunt zusammengewürfelte Gesellschaft schwatzen zu hören. Ich hatte Heimweh, krankhaftes Heimweh nach der kleinen häßlichen Stadt im Norden, die jetzt im Novembernebel lag.

Nach Tische kam Leeden. Es war dunkel in meinem Zimmer, nur der große brennende Holzklotz im Kamin verbreitete einen rötlich flackernden Schimmer.

„Aber, Brenken," sagte er vorwurfsvoll und sanft, „so kann's doch nicht weitergehen!" Er zündete seine Cigarette an dem Holzfeuer an und setzte sich mir gegenüber an das Fenster.

„Nein, so kann's nicht weiter gehen," gab ich kleinlaut zu, „ich fühle, ich halte es nicht mehr lange aus."

„Na, da reden Sie wenigstens mal über Ihren Kummer! Lieber Gott, Sie kennen mich nun schon drei Ewigkeiten — was ist's denn nur eigentlich?"

Es war ja bald gesagt: daß ich die Leni geliebt als junger Kerl, daß ich ihr nachgetrauert bis jetzt und daß mir da auf einmal ihre Tochter, die sie mir selbst ans Herz gelegt, entgegentritt und daß die alte Liebe wieder lebendig geworden ist, so furchtbar lebendig und — na, mit einem Worte — —

Er hatte mich mit keiner Silbe unterbrochen, und als ich endete mit dem Schlußsatze: „Sehen Sie, Leeden, ich weiß nicht, ob es recht ist, die Hand nach diesem Kinde auszustrecken, weiß nicht, ob ich noch fähig bin, ein so junges Ding glücklich zu machen. Denn so hat's meine Cousine wohl nicht gemeint, als sie mich bat, ihrem Kinde ein Schutz zu sein."

„Wissen Sie, Brenken," sagte er da einfach und zündete eine neue Cigarette an, „ich habe keine Tochter, aber ich habe eine junge Schwester, die ich über alles liebe. Und wenn Sie heute kämen, Brenken, und sagten: ‚Leeden, geben Sie mir die kleine Leonie zur Frau!' ich faßte das Mädel an der Hand und brächte sie Ihnen, nota bene, wenn auch sie es wollte.

Ich für meinen Teil wüßte keinen, dem ich lieber ein teures Wesen anvertraute, als Ihnen.

„Na, na, Leeden,“ wehrte ich ganz gerührt seinem Lobe. Aber er hatte mir die Hände auf die Schulter gelegt.

„Sie wissen ja, Brenken, Redensarten mache ich nicht, und es ist lächerlich, wenn Sie vom Alter reden oder dergleichen. Ich will Ihnen einen Rat geben: quälen Sie sich nicht länger, schreiben Sie ihr — je eher je besser — warten Sie ihre Antwort in Italien ab, in Rom oder Pisa, und wenn ein Ja kommt, so lassen Sie Venedig im Stich und reisen nach Deutschland zurück. Dieser Liebesdusel, diese Zweifel — das ist ja rein, um den Menschen elend zu machen!“

„Und wenn sie Nein sagt, Leeden?“

„Ach, nur keine Witze! Was wird sie Nein sagen! Ich bitte Sie, Brenken, so einem armen jungen bedrückten Herzen muß es ja sein, als gehe die Sonne überhaupt erst auf, wenn sich eine Hand wie die Ihrige nach ihm ausstreckt! Seien Sie kein Hasenfuß, Brenken, schreiben Sie ihr, oder schreiben Sie der famosen Großmama! Weiß Gott, ich bin keiner von denen, die den Leuten zum Heiraten zureden — aber hier, wie Sie mir das alles erzählt haben — schreiben Sie, schreiben Sie, Brenken!“

„Ich will schreiben,“ sagte ich entschlossen.

„Gut! Wir machen nachher noch einen Spaziergang und tragen den Brief zur Post. Fassen Sie sich kurz und thun Sie nicht, als ob man Ihnen eine unverdiente überschwängliche Gnade erweise, wenn man Sie erhört!“

„Wieso denn?“ fragte ich, mit meinen Gedanken schon in Wardelingen, und zündete die Lichter auf dem Kamin an.

„Darin versehen es eben die meisten,“ erklärte er, als ob er täglich solche Erfahrungen machte, „und hinterher wundert

sich dann so ein kleines Mädchen, wenn man im Drange des alltäglichen Lebens mal vergißt, ihr pflichtschuldigst die Füßchen zu küssen, die herabgestiegen sind, um neben uns zu wandeln. Ich denke, das Geben und Nehmen wäre gegenseitig bei so einer Geschichte. Alle Wetter, ja, das denke ich! Und nun schreiben Sie, Brenken, schreiben Sie!"

Er ging und ich schrieb.

Ich hatte an Bine einen Brief begonnen, aber die Feder stockte auf dem glatten Papier, es war mir nicht möglich, ihn zu vollenden. Es kam mir, trotz Leedens Ermutigung, wahnsinnig unbescheiden vor, ihr Herz für mich zu fordern.

Als er nach einer geschlagenen Stunde wieder hereintrat, hatte ich an Tante Klara geschrieben, vier Seiten, Gott weiß was alles; von Leni, von Bine, von mir und meiner Sehnsucht, von der alten nie vergessenen Liebe — und da ich es überlas, riß ich das Papier mitten durch und warf es verzweifelt in den Ofen. Was brauchte die alte Frau zu wissen von Lenis und meinem Geschick, von unsrem Kämpfen und Entsagen! Nur einer durfte ich davon sprechen, nur ihr.

Leeden sah mich mitleidig an, als ich mich mutlos wieder an den Tisch setzte und mir die Stirn mit dem Taschentuch abtrocknete. „'s ist eine heikle Sache," bemerkte er trocken, „aber immer noch besser, als wenn man unmittelbar solchen Augen gegenüber anfängt, zu stammeln. Ich gehe draußen noch ein paarmal auf und ab — machen Sie es doch ja recht kurz! Nichts klingt schneidiger als so ein paar Sätze im Telegrammstil. ‚Liebe Sabine — ich liebe dich. Mein Herz, meinen Namen, alles, was ich besitze, lege ich dir zu Füßen und bitte um Antwort, aber bald!' So ungefähr würd' ich's machen."

Ja, ja, so ungefähr — Sie haben recht, Leeden."

Er nickte mir mit seinem ernsten treuen Gesichte zu und

ging. Und wahrhaftig, ich schrieb so ähnlich — kurz, sachlich, knapp.

„Ich liebe Dich, kleine liebe Sabine! Sage mir, ob Du mich wieder liebst, so sehr, daß Du meine geliebte Frau werden könntest! Mein Lebtag will ich Dir zugethan sein mit treuer inniger Dankbarkeit."

So ungefähr, ein bißchen mehr vielleicht. Antwort erbat ich nach Pisa, Grand Hotel, wo wir über acht Tage eintreffen würden.

Meine Knie zitterten, als ich, das fertige Schreiben in der Hand, die Stufen zum Garten hinabstieg. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden; aber die Luft war südlich mild und voll Orangenduft. Leeden spazierte allein auf und ab, und seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen ersahen den Brief in meiner Hand. Er nahm ihn mir einfach fort und übergab ihn dem Portier, der wie hingezaubert hinter ihm auftauchte. „Gleich zur Post!"

Der Mann verschwand mit Windeseile, mir aber klopfte das Herz bis in die Kehle herauf.

„Jetzt sollten Sie etwas essen," sagte Leeden. „Für Menschen, die auf Freiersfüßen gehen, müssen andere ein wenig sorgen, sie verhungern sonst. Kommen Sie, wir stoßen an auf glückliche Erfüllung Ihrer Hoffnungen!"

Er nahm mich am Arm und zog mich in den Speisesaal, suchte ein paar Gerichte für mich aus und bestellte Wein. Wie eine Mutter für ihr krankes Kind sorgte er für mich, und bei Gott, ich hatte es nötig während der acht Tage, die nun folgten. Diese Stimmungen zu beschreiben — ich werde mich hüten; von Italien sah ich aber eigentlich nichts.

„Verliebte Menschen sollten zu Hause bleiben und ihre vier Wände anseufzen," sagte Leeden verzweifelt, wenn er mich

ohne Erfolg auf irgend etwas Schönes aufmerksam gemacht hatte, „ich wollte, diese Reise wäre überstanden."

„Ich auch!" gab ich ehrlich zu und dachte an die lieben Mädchenaugen und wie sie sehnsüchtig aufgeleuchtet hatten, als Tante Klara von Italien sprach. Was half mir alle Herrlichkeit, wenn dies Leuchten sie nicht verschönerte! Auf Capri entdeckte ich aber doch etwas, was mich fesselte — eine kleine Villa, ganz versteckt hinter hohen Mauern. Palmenüberschattet das Dach, und üppige Rebengewinde schmückten Altan und Thür.

„Was haben Sie denn an dem alten Gerümpel zu sehen?" fragte Leeden, der endlich ungeduldig wurde, als ich wie angewurzelt verharrte.

„Nichts!" antwortete ich, und im stillen nahm ich mir vor, dieses Idyll für einige Zeit zu mieten, dann, wann ich wiederkehren würde, nicht allein — —

In Neapel kaufte ich allerlei Plunder zusammen aus Lava, Schildkrot, Korallen, in Rom verstieg ich mich sogar in einen Juwelierladen und erstand um hohen Preis eine Armspange, die einem antiken Modell nachgebildet war. Ich sah das zierliche Handgelenk, das sie umspannen würde. Im übrigen ließ ich mich geduldig in Kirchen und Paläste schleppen und dachte doch nur an den Eisenbahnzug, dessen Postwagen mein Geschick mir entgegentrug in Gestalt eines kleinen beschriebenen Blattes Papier. Er mußte schon abgesendet sein, der Brief, der über mich entschied. Morgen nachmittag wollten wir ja Rom verlassen, am Abend trafen wir in Pisa ein, und übermorgen früh würde ich alles wissen.

„Gehen wir ins Theater heute abend?" unterbrach Leeden meinen Gedankengang.

„Ja, ist mir recht!"

„Nachher vielleicht in das deutsche Bierlokal am Korso?"

„Ist mir recht!"

„Schön — da werde ich die Karten besorgen.“

„Wie Sie denken!“

„Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jener! murmelte Leeden. „Ein Fähnrich könnt's nicht toller treiben. Fassen Sie sich doch ein bißchen!“ redete er mir zu. „Entweder kommt ein Ja oder ein Nein — weiter kann nichts geschehen. Das letztere halte ich übrigens für unmöglich! Es ist ja recht gut, wenn der Mensch bescheiden ist, aber dies ist doch schon mehr Kleinheitswahn. Das Mädel ist wahrscheinlich deckenhoch gesprungen vor Glück, und Sie lassen den Kopf hängen!“

Ich antwortete nicht; was wußte er von dem Toben in mir, was von dem Rätsel eines Frauenherzens, die gute, treue, einfache Seele! Sie würde Nein sagen, Nein — es war ja nicht anders möglich! Sie kannte mich ja kaum! Ich freilich, ich kannte sie! Oder hatte Leni ihrem Kinde die Liebe für mich in das kleine Herz gepflanzt? O Leni, Leni, wenn es so wäre!

Ich befand mich im Fieber, war völlig elend und dabei von einer nervösen Unruhe, die mich noch mehr folterte als meinen Begleiter. Ach, diese erstickende Luft im Theater, diese Parfüms, die aus Fächern und Roben der Damen wehten, kaum zu ertragen!

„Rigoletto“ wurde gegeben. „Donna è mobile“, „die Frauen sind veränderlich“ — diese Worte verfolgten mich nach Hause, bis in den kurzen Schlummer, den ich endlich gegen Morgen fand.

Dann dehnten sich noch ewig die Stunden bis zur Abreise, und dann — endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Wir flogen durch die Campagna, die Berge hinter uns versanken, zum letztenmale grüßte Sankt Peter, von der Dezembersonne vergoldet. Wie endlos war die Fahrt!

„Na, aber heute können Sie noch keinen Brief vorfinden, Brenken," ermahnte der Freund.

„Sicher nicht!" gab ich zu.

Bei völliger Dunkelheit kamen wir in Pisa an. Der Hotelomnibus nahm uns auf, und wir rasselten über das Pflaster durch einsame, schlecht erleuchtete Straßen. Dann hielten wir vor dem Gasthof.

„Briefe da?" fragte ich scheinbar nachlässig.

„Si, Signore — zwei Stück!"

Ich streckte die Hand aus und dabei fühlte ich eine Kälte, die mich erzittern ließ. „Aus Wardelingen!" sagte ich mit eigentümlich schwerer Zunge.

Leeden faßte mich unter den Arm. „Die lesen wir oben, kommen Sie — wir essen später!"

Er ließ mich in unsrem Zimmer allein, und da saß ich nun beim Schein von zwei hohen eben angebrannten Kerzen und starrte die Briefe an. Der eine trug Tante Klaras Handschrift, der andere — es war nicht die ihrige — so flüchtig, so eckig, so — —

„Zuerst Tante Klaras Brief!" flüsterte ich; ich war plötzlich ganz ruhig geworden. Die Tante schreibt ab! Lieber Gott, es war ja auch ein toller Gedanke von mir! Ja, ja, sie schreibt ab; sie wird den Onkel nicht wollen, die Kleine — diesen alten eingebildeten Menschen!

Das Blatt zitterte so in meiner Hand, daß ich nicht lesen konnte. Ich legte es daher auf den Tisch und beugte mich darüber.

„Mein lieber Viktor, mein Herzensjunge! Ich schreibe Dir nur kurz, wir sind noch alle so fassungslos, so erregt von dem Glück, das Dein Brief in unser armes Haus gebracht hat. Sabine wird Dir morgen antworten; sie hat mich beauftragt, Dir zu sagen, daß sie Dir gern ihr junges Herz zu eigen giebt, daß sie Dich liebt.

„Wie herrlich führt Gott alles hinaus! Wer hätte das gedacht nach so trüben Zeiten! Ich freilich, ich hab's kommen sehen. Mein lieber Viktor, der Himmel segne Dich und Deine junge Braut.

Deine getreue Tante und Großmama in spe
Klara von Brenken."

Ich legte mich in die Sofaecke zurück, die ganze Stube drehte sich mit mir. Sie liebt mich, sie ist mein! Weiter dachte ich nichts. Dann sprang ich auf, riß dabei die Tischdecke herunter samt den Lichtern, die im Fallen verlöschten, und öffnete das Fenster. Es war mir, als müßte ich ersticken. Von unten drang das Rauschen des Flusses herauf. Gottlob, daß er so schäumte und brauste, der alte Arno — so hörte doch Leeden, der eben eintrat, das Schluchzen nicht, in dem die Spannung der letzten Tage und jahrelanges Leid sich löste. „Ach Leni, Leni, wie glückselig machst du mich durch dein Kind!"

Dann legte sich eine Hand auf meine Schulter. „Brenken!"

Ich packte diese Hand und schüttelte sie wohl eine Minute lang; sprechen konnte ich nicht.

„Ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück, lieber Brenken!"

„Danke, danke Ihnen, Leeden, und auch dafür, daß Sie so eine Pferdegeduld mit mir hatten! Es war ein Freundschaftsstück, ich werde es nie vergessen."

„Ja, ja," gab er ehrlich zu. „Und wie pünktlich die Antwort da ist! Hätte es kaum für möglich gehalten. Nun geht's wohl heim mit Windeseile? Was?"

„Morgen, Leeden, morgen!"

„Heute wär's auch nicht mehr möglich," meinte er trocken. „Kommen Sie heraus aus der Dunkelheit, lassen Sie sich ansehen! — Ja, wer hat denn nun recht gehabt, he?"

„Sie natürlich! Sie, mein lieber Leeden!"

„Haben Sie beide Briefe schon gelesen? fragte er, das Schreiben und die Leuchter vom Boden aufhebend und die Lichter aufs neue anzündend.

„Herr Gott, nein! Geben Sie doch!“

Ich riß den Umschlag des Briefes auf und sah nach der Unterschrift — Hella! Was hat denn die mitzureden? dachte ich. Da stand in großer eckiger Schrift:

„Lieber Onkel!

„Ich hoffe, ich thue Dir einen Gefallen, wenn ich Dir in aller Kürze Deinen Verlobungstag beschreibe. Sehr herrlich war er nicht aufgegangen, es regnete und ist überhaupt gar nicht hell geworden. Dazu hatte Großmutter Migräne und sah sehr gelb aus wie eine von den Orangen, die Du uns aus Genua geschickt hast. Sie hatte ihren türkischen Shawl um und war geradezu unausstehlich (Du kennst sie ja von früher her!), betrug sich auch sehr unartig gegen die arme Bine. Ich hoffe, Du sorgst dafür, daß das künftig nicht mehr vorkommen kann — auch mir gegenüber muß sie artig sein! Beim Mittagessen bekam Bine Deinen Brief und wurde so blaß wie das Tischtuch und hat gezittert, das arme Tierchen. Dann hat Großmama ihr den Brief weggenommen, und als sie ihn gelesen hatte, rief sie: ‚Mein Engel, mein Herzenskind!‘ und fiel Bine um den Hals und küßte sie immerfort, ich konnte es kaum mit ansehen. Dann habe ich natürlich gefragt, was da los sei, und da hat Großmama gesagt, Du hättest Dich mit Bine verlobt, und hat sie wieder geküßt, und die Bine hat eine ganz richtige Ohnmacht bekommen, und wir haben sie in ihr Stübchen gebracht, und Großmutter hat gethan, als wäre Bine von Zucker, so hat sie sie abgeleckt.

„Mich hat sie aus der Stube geschickt, weil die Teckel mitgelaufen waren; ich durfte erst vorhin wieder hinein zu

Bine und habe ihr Glück gewünscht, und da hat sie mir die Hand gedrückt. Sie soll ganz still liegen, sagt der Doktor, und heute nicht schreiben, denn ihre Nerven sollen sich erst wieder beruhigen. Es scheint eine angreifende Geschichte zu sein, das Verloben!

„Sie läßt Dir sagen, sie würde Dir morgen für alles danken; verstehe mich aber nicht falsch, sie meint für Deine Liebe! Sie will Dich natürlich heiraten, sie sagte es zu Großmama — es wird ihr nur so schwer, zu schreiben. Mutter Buschen heult vor Freude. Und gerade in der Dämmerstunde kam das Kamel, der Radowitz, vorgefahren, und da hätte ich mir zu gern den Spaß gemacht, ihm zu erzählen, warum ihn Großmama nicht zu empfangen vermöge. Na, ich kann mir sein Gesicht vorstellen, wenn er es erfahren wird; ungefähr so, wie Busch die Gesichter malt. Du kennst wohl die Sachen von Busch, lieber Onkel?

„Ich reite den ‚Hans‘ alle Tage und hoffe, wenn ich Euch einmal besuche, wirst Du ein anständiges Pferd für mich haben.

Schönen Gruß von
Deiner Hella."

„Nun, doch nichts Schlimmes?" fragte Leeden.

„Sabine scheint sich sehr aufgeregt zu haben; sie ist leidend, wie mir die Kleine schreibt," antwortete ich beunruhigt.

„Das ist, scheint's, immer so," meinte er, die heutigen Nerven! Aber kommen Sie, Brenken, ich bin teufelsmäßig hungrig!"

Ich folgte ihm nachdenklich. Meine arme kleine süße Bine!

Und nun goß der alte ehrliche Kamerad die Gläser voll. „Auf euer Glück!" sagte er einfach, und wir leerten die Kelche bis auf den letzten Tropfen.

Dann sah ich allein noch lange, lange in die Nacht hinaus, hörte den Fluß rauschen und dachte an das kleine Stübchen

im Brenkenhause, bis eine bleierne Müdigkeit mich aufs Lager warf. Und ich schlief, bis Leeden mich weckte.

„Schöner Bräutigam, verschläft die Abreise!"

Mit knapper Not erreichten wir noch den Zug.

* * *

Ich bin keiner von den Ungeduldigen, aber diese Reise hätte jedes Lamm zum Tiger gemacht. Schon in Mailand hörten wir von Schneeverwehungen und Lawinen auf der Gotthardbahn. Wir fuhren aber ab und blieben zwei Tage, sage zwei Tage, in Bellinzona liegen. Ich hatte bereits von Pisa aus an Bine telegraphiert, daß ich in kürzester Zeit eintreffen würde, in so kurzer Zeit, als man eben braucht, wenn man ohne Unterbrechung reist. Nun telegraphierte ich, wir würden eine kleine Verspätung haben; man hatte uns nämlich bestimmt versprochen, daß die Bahn in wenigen Stunden wieder fahrbar sein werde. Aber, siehe da — eben wollten wir uns nach dem Bahnhof begeben, da kam die Kunde von einem neuen Schneesturm und wir saßen wieder fest. Auf meine telegraphische Anfrage, wie es Sabine gehe, kam die Nachricht „Gut!" Sehr kurz, mehr als telegrammmäßig, aber deutlich. Ich lief im Hotelzimmer wie ein gefangener Löwe im Käfig umher und braute mir die schwärzesten Möglichkeiten zusammen. Leeden hatte die Nase in eine Zeitung gesteckt, hob nur manchmal den Kopf und sah mich an, wie man einen Kranken betrachtet. „Einfach verrückt!" murmelte er.

Ich sah es natürlich in jenen Tagen nicht ein; heute glaube ich, er hatte recht. Oder doch nicht? Ich war nicht einfach verrückt, ich war einfach glücklich und — ungeduldig. Ich hatte ja lange, so furchtbar lange auf mein Glück warten müssen, nun dünkte mich diese kurze Verzögerung unerträglich. Es sollte wohl so sein.

Die Hindernisse waren just in dem Augenblick beseitigt, als ich mich fest entschlossen hatte, über den Brenner zu reisen, und wir kamen endlich vom Fleck. Eine Stunde nach der andern verging, eine Station nach der andern ließen wir hinter uns, deutsche Laute klangen uns wieder ins Ohr, wir sausten die schwindelnden Alpenhänge hinunter und kamen nach Zürich. In Frankfurt verließ mich Leeden; ich glaube ich war ihm mittlerweile so langweilig geworden, daß er eine Geschichte erfand, die Geschichte von einer Tante, die in der Nähe von Frankfurt leben sollte. Es war das erste Mal, daß ich's von ihm hörte, aber ich nahm ihm die Tante nicht übel. Ich saß am liebsten allein im Coupé, las Tante Klaras Brief mit immer gleicher Rührung und fühlte dann und wann nach dem Etui in der Tasche meines Pelzes, dem Etui mit dem Armband.

Wir kamen durch Thüringen, wir kamen nach Magdeburg, und dann raste der Zug mit mir durch die liebe verschneite märkische Landschaft. Ich befand mich in einem fieberhaften Zustand. Ich habe nie gern Gedichte gelesen, besonders Liebesgedichte nicht, und als eines der überschwänglichsten hatte ich stets die Uhlandsche „Heimkehr" angesehen.

„O brich nicht, Steg! du zitterst sehr,
O stürz' nicht, Fels! du dräuest schwer,
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!"

Ich bat dem Dichter diese Geringschätzung ab, mir war ungefähr so zu Mute.

Es dunkelte bereits, als ich in Wardelingen anlangte. Ob ich mir eingebildet hatte, sie würde dastehen, mich zu empfangen? Nein, es wäre gegen alles Zartgefühl gewesen, so vor den Leuten auf dem Bahnhof. Oder giebt's Ahnungen? Es überfiel mich plötzlich eine herzbeklemmende Stimmung.

Natürlich wollte ich vor allem erst in den Gasthof, die Spuren der langen Reise zu verwischen, und dann — —

„Guten Abend, Onkel!" sagte eine Stimme, und ein schwarzer kleiner Köter, der mir vor den Beinen herumlief, brachte mich in meiner Hast beinah zu Falle.

„Hella, du? Guten Tag!"

Ich preßte ihr die Hand. „Liebes Kind," sagte ich, dem Wagen zuschreitend, „ich will erst in den Gasthof, um ein wenig Toilette zu machen. Um acht Uhr bin ich bei euch."

„Onkel!" rief sie mir nach, „Onkel, ich bin ja — — warte doch!"

„Was willst du denn, Hella?"

„Ja, wenn du so läufst," stieß sie atemlos hervor. „Ich will dir nur sagen, die Großmutter läßt dich bitten, erst morgen zu kommen. Nämlich Bine — weißt du — Bine ist vorhin wieder ohnmächtig geworden, und der Doktor —"

Ich stand wie leblos.

„Mein Gott, Onkel! Na ja, siehst du, ich wollte dir das ganz anders sagen, aber wenn du so davonrennst! Bine war nämlich den ganzen Tag sehr ruhig und heiter, aber auf einmal, da — sie guckte so starr immerfort auf einen Fleck — da sank sie zurück, und das sah eklig aus — als müsse sie gleich tot sein."

Ich hatte plötzlich keine Eile mehr und schritt langsam neben ihr durch die Straßen.

Morgen wird Bine schon ganz gesund sein," tröstete mich Hella, als sie meine Bestürzung gewahrte.

„Darf ich denn auch Großmama nicht sprechen?" fragte ich.

„Sie sagte ausdrücklich, sie erwarte dich erst morgen mittag, lieber Onkel. Ich kann dir auch im Vertrauen sagen, daß es heute nicht sehr empfehlenswert ist, sich ihr zu nahen; sie ist so steifnackig und so hartmäulig wie der ‚Hans', seitdem ihn

die Gemüsefrau vor den Gärtnerkarren spannt, er beißt und schlägt sogar. An deiner Stelle, Onkel, drängelte ich mich nicht zu einer Audienz."

„Was ist denn eigentlich los?" fragte ich verstimmt.

Hella stand an einer Straßenecke still, wo es just recht angenehm windig war. Sie zuckte die Schultern. „Gute Nacht, Onkel," rief sie mir ins Ohr, „oder soll ich dir Gesellschaft leisten heute abend?"

Ich schüttelte nachdrücklich den Kopf.

„Nicht? Dann wollen wir uns jeder für sich langweilen. Gute Nacht, schlaf' nur recht schön! Was los ist bei uns? Durchaus nichts Besonderes, Großmama hackt eben auf die Bine ein — es ist die höchste Zeit, daß sie aus dem Hause kommt, die Bine. Das beste wäre, du könntest sie gleich mitnehmen — gute Nacht, Onkel!" Sie war, als sei sie vom Winde davongetragen, um die Ecke verschwunden, und wie kleine Kobolde rasten die Hunde hinter ihr her.

Langsam schritt ich weiter. Ich hatte es mir allerdings anders vorgestellt, dieses Kommen; ich war niedergeschlagen bis zum äußersten und sorgte mich um Sabine. Gott mochte wissen, was es da zwischen Großmutter und Enkelin gegeben hatte. Planlos ging ich dahin durch die schlecht erhellten Straßen, die, trotzdem es erst Spätnachmittag und vor Weihnachten war, öder und menschenleerer schienen als je. Die Auslagen der Kaufleute waren indes heller beleuchtet und mit mehr Sorgfalt geordnet als früher, und in der Buchhandlung prangte zwischen allerhand allgemein beliebten schön gebundenen Büchern sogar ein kerzenhelles Weihnachtsbäumchen.

Ich stand ein Weilchen davor, weiß aber nicht, was ich eigentlich gesehen habe. Dann schritt ich abermals weiter, immer weiter, unter dem alten Thorbogen des Städtchens hindurch und längs des Wassers an der Stadtmauer hin,

bis ich vor dem Gartenpförtchen des Brenkenhauses anhielt. Der Wind verstummte hier ganz, die Mauer hielt ihn völlig ab. Jenseit derselben ächzten und klapperten die dürren Zweige der Bäume, und die Wetterfahne auf dem Dache der Laube gab einen klagenden unheimlichen Ton von sich, wenn der Wind sie um ihre rostige Achse drehte.

Ich hatte ganz mechanisch auf die Klinke der Pforte gedrückt und fand diese unverschlossen. Einen Augenblick schoß es mir wie Ärger durch den Kopf: es war doch über alle Begriffe leichtsinnig, das Grundstück so unverwahrt zu lassen! Dann hatte ich nur noch Sinn für die zwei matt erleuchteten Fenster drüben im Hause — ihre Fenster!

Da stand ich in dem windigen dunkeln Dezemberabend und starrte hinauf. Mit der Hand hatte ich den Stamm eines jungen Obstbaumes umklammert, als ob ich mich selbst halten müsse, um nicht emporzueilen und sie in meine Arme zu nehmen, meine Leni!

Droben ward jetzt ein Fenster geöffnet und eine Gestalt beugte sich heraus, wie horchend, einen Augenblick nur — dann verlöschte das Licht. Sie ging wohl zur Ruhe. Würde es die finden, das arme erregte kleine Herz? Es überkam mich ein inniges Mitleid mit ihr. Am Ende wäre es doch besser gewesen, ich hätte sie heute abend noch gesehen, ihr noch ein paar liebe Worte gesagt, sie versichert, daß sie dem alten Onkel seine Jugend zurückgezaubert habe, daß er sie dafür zu einer glücklichen geliebten Frau machen wolle, welche die Not und Plage des Lebens nicht mehr kennen solle.

Was mochte ihr nur sein? Diese Ohnmachten! Sie sah neulich gar nicht nach schlechten Nerven oder Kränklichkeit aus! Aber freilich, Leni war auch so blühend als junges Mädchen und trug doch den Keim des Todes in der Brust. Eine namenlose Sorge ergriff mich plötzlich. Wenn sie, wenn sie

auch — — es war ja gar nicht unmöglich, die schreckliche Krankheit ist so oft erblich! Ich starrte in peinvoller Angst zu dem Fenster empor wie damals. Stirb nicht! Du darfst nicht sterben — zum zweitenmal! Ich trüge es nicht! Wie damals forderte ich es und wie damals fühlte ich die Machtlosigkeit des Menschen gegen sein Schicksal.

Wie lange ich dastand, weiß ich nicht. Jeder frohe Zukunftsgedanke war entschwunden. Der Sturm hatte sich mittlerweile ein wenig vermindert, aber nun schlugen große Regentropfen hernieder und ich wandte mich zum Gehen. Ich schritt hinter einem Boskett herum, denn es lag eine eigentümliche Helligkeit in der Luft, obgleich der Mond nicht schien, und ich fürchtete, Hella oder die Tante könnten mich erkennen; sie brauchten mich gerade nicht bei meinem Schmachten vor Sabinens Fenster zu ertappen. Hella, das garstige Ding, hätte jedenfalls reichlichen Stoff zu lebenslänglichen Neckereien gehabt.

Auf einmal blieb ich stehen; dicht an mir vorüber war etwas gegangen; nein, nicht gegangen — gelaufen, geflogen, eine schlanke schwarze Frauengestalt. Unter den leichten Schritten knirschte der Kies — ich hatte auch etwas gehört — ein Stöhnen, dann war sie wie ein Spukgebilde entschwunden. Dort unten an der Mauerpforte mußte sie sein! Rasch ging ich nach. Hella? Aber sie konnte es nicht gewesen sein, sie war kleiner und — um Gottes willen, was wollte Bine hier?

Als ich an der Pforte anlangte, war sie fest ins Schloß gefallen und der eiserne Schnapper wich meinen Bemühungen nicht. Über mir peitschten im Winde die kahlen Reben des wilden Weines die Mauer und die Wetterfahne seufzte noch melancholischer als zuvor; ich aber stand wie zu Eis erstarrt, denn draußen, dicht vor der Pforte, hörte ich Binens süße weiche Stimme: „Denke nicht schlecht von mir — ich könnte

nicht weiter leben ohne ein Abschiedswort, ohne zu wissen, daß du mir nicht zürnst. — Ach, vergieb mir, Georg, vergieb mir, daß ich — ach, du weißt ja nicht!"

Eine Antwort kam nicht.

„Georg!" Sie schrie es fast zornig. „Hast du denn kein Mitleid mit mir? Fühlst du denn nicht, daß ich tausendmal unglücklicher bin als du? Ach, wenn ich wüßte, was ich anfangen sollte — wenn ich sterben dürfte! Sterben, das wäre das beste!"

Die Stimme erstarb, wie überwältigt von Angst und Weh.

„Sprich doch ein Wort, Georg," flehte sie weiter, „ein einziges! Denke doch, wie ich gekämpft habe und gerungen. Ach, der fürchterliche Tag heute und — ich kann ja nicht anders, ich weiß keinen Ausweg!"

Da endlich sprach er: „Nein, du kannst nicht anders, natürlich nicht!" Es war eigentlich nur ein Gemurmel. „Und wenn man so ein Bettelmann ist —" setzte er bitter hinzu.

„Ach, um mich allein, Georg, ist es nicht, aber die alte Frau und Hella —" Und nun kam kein verständliches Wort mehr, nur Schluchzen, krampfhaftes Schluchzen, heiße Küsse. „Nie wieder, nie!" sagte sie, „leb' glücklich, Georg, vergiß mich!"

„Glücklich!" Ein kurzes hartes Auflachen. „Vergessen?"

Sie schluchzte wieder. „Ich muß zurück!" stieß sie endlich hervor.

„Du mußt?" fragte er laut. „Ja, mußt du? Dann leb' wohl!"

„Sieh nicht so furchtbar starr aus, Georg!"

Nun ein Rütteln an der Thür, ein banges: „Um Gottes willen, sie ist zugefallen!" Dann wieder ein ängstlicher Versuch, ein neuer Ausbruch des Abschiedsschmerzes. „Ach, ich kann nicht leben ohne dich, Georg!"

„Aber du sagst doch, du mußt, Sabine?"

„Ja, aber ich kann nicht lügen — und nun soll mein Leben nur noch eine einzige Lüge sein!“

Ich hatte auf einmal die Kraft, den Riegel zurückzuschieben, und lehnte mich gegen die Mauer.

„Es ist ja offen,“ sagte er dann.

„Noch einmal, leb' wohl — auf immer!“

„Ich ertrag' es nicht, ich will es nicht ertragen,“ stöhnte plötzlich der Mann. „Du darfst mich nicht verlassen, Bine!“ Und wieder ein Kuß, der kaum enden wollte. Dann flog die Pforte so heftig zurück, daß sie mir fast gegen die Stirn schlug, und Sabine schwankte in den Garten.

Sie sah mich nicht. Die Gartenthür wurde von außen zugezogen; das Mädchen ging langsam mit gesenktem Kopf weiter; eine Ewigkeit dauerte es, bis sie im Hause verschwand.

Ich richtete mich langsam auf, wischte mir die Regentropfen aus dem Gesicht und zog den Riegel wieder zurück; dann trat auch ich ins Freie. Niemand mehr hier, so finster und verlassen dieser öde Weg, als habe sich nicht eben das Schicksal dreier Menschenherzen hier entschieden.

Im Gasthof angelangt, saß ich in der warmen Stube am Ofen, und Böhme, der gute Kerl, stand vor mir und sah mich mit ganz entsetztem Gesicht an.

„Der Herr Major fühlen sich doch nicht krank?“

„Nein, nein! Bloß die verdammte Reise und das Hundewetter!“ murmelte ich.

„Es ist ein Briefchen da für den Herrn Major.

Ich öffnete es und fand eine Einladung von meinem alten Bekannten, dem Kommandeur. Er habe erfahren, ich sei angekommen, und ob ich ihm und den übrigen Kameraden nicht die Freude machen wolle, an dem Austernessen teilzunehmen, das heute abend stattfinde. Ich kannte diese Mode von früher her; das Offizierskorps ließ von Hamburg ein Fäßchen

Austern kommen und aß sie in vollzähliger Sitzung drunten im Speisesaal.

Ich hielt den Brief gedankenlos in der Hand.

„Befehlen, daß ich bestelle, der Herr Major seien zu angegriffen?"

„Nein, ich werde kommen! Bestelle, ich würde die Ehre haben. Dann hilf mir, mich umzuziehen!"

Eine halbe Stunde später saß ich auf dem Ehrenplatz inmitten einer liebenswürdigen Gesellschaft; ich sprach, ich trank, ich frischte mit dem Kommandeur alte Jugenderinnerungen auf — es ist mir noch heute schleierhaft, wie ich das konnte, aber ich fühlte nichts mehr, es war, als ob mit einem Male alles in mir tot sei.

„Wo ist denn Felsenberg?" fragte plötzlich der Oberstlieutenant, und jedermanns Augen richteten sich auf den leeren Stuhl am untern Ende der Tafel.

„Er war vorhin schon auf dem Wege hierher," berichtete einer der Herren, „ich begreife nicht, wo er bleibt!"

„Da kommt er ja!"

Die Thür hatte sich geöffnet und der Vermißte trat ein. Er begrüßte die Anwesenden, kam dann zu uns herauf und bat den Kommandeur um Entschuldigung seiner Verspätung wegen, vollkommen ruhig und beherrscht, als hätte er nicht eben — natürlich, er war es — als hätte er nicht eben —

An mir sah er vorbei. Ich nahm es nicht übel, hätte eher das Gegenteil übelgenommen. Er setzte sich auf seinen Platz da unten und begann zu essen. Ich konnte nicht anders, ich sah ihn immerfort an. Er aß sehr rasch; nach jeder zweiten Auster trank er sein Glas aus. Plötzlich hörte er auf und saß da mit blassem Gesicht, an seinem Schnurrbart zupfend.

Die schon lustig gewordenen jungen Kameraden neckten ihn.

„Der Kerl sieht aus wie der Fliegende Holländer!" sagte einer.

„Prosit, Georg!" rief ein andrer.

Er that Bescheid und saß dann wieder stumm da, nur die Augen brannten düster. Er versuchte öfter zu mir herüberzusehen, aber unterwegs lenkte er seine Blicke doch wieder an mir vorbei. Dann trank er jedesmal sein Glas hastig aus und nach jedem Glase wurde er bleicher.

Ich konnte es nicht mehr mit ansehen, stand auf, empfahl mich, indem ich etwas von Reisemüdigkeit sprach, und verließ den Saal. Droben saß ich dann wieder mutterseelenallein mit dem armen leeren Kopf und Herzen — so leer, so arm — ich kann's nicht beschreiben! Ja, was denn nun? Ach, es war ja so einfach! Es giebt Dinge, die so einfach, so furchtbar einfach, schlicht und wahr sind, daß den Leuten das Herz darüber bricht!

Nein, Leni, nein — das hatte ich nicht gewollt! Wir beide wissen, was es heißt, jene Schmerzen zu erleiden, die ihr beiden jungen Menschenherzen jetzt durchkämpft. Nein, so hatte ich es nicht gemeint! Da ist's natürlich das beste — das beste —

Ich stand auf und zog die Klingel.

„Böhme, erkundige dich mal, ob Lieutenant von Felsenberg noch unten ist!"

Er kam zurück: Lieutenant von Felsenberg sei schon seit einer halben Stunde nicht mehr anwesend.

Na, dann morgen früh! sagte ich zu mir, fing an, in der Stube umherzugehen, und betrachtete die Bilder, die an den Wänden hingen, als nähme ich den größten Anteil an ihrem zweifelhaften Kunstwert. Und dabei dachte ich doch nur immer an den armen Kerl, der so blaß ausgesehen hatte, und wie er jetzt im Zimmer herumrasen mochte und den morgenden Tag nicht mehr zu erleben wünschte. Ach, ich kannte ja das alles, ich kannte es ja, und in der Jugend, da sind

die Schmerzen noch größer — ich erlebte es ja einst! Und heute? Ich fühlte nichts, ich fühlte nur die Leere. Die Leute, denen in der Schlacht ein Glied abgerissen wird, die sollen auch im ersten Augenblick nichts merken; sie sehen mit Entsetzen und Mitleid ihren verstümmelten Kameraden neben sich an und vergessen die eigene Wunde.

Und das verzweifelte Kind, das sich in seine Kissen vergräbt und weint und weint und sich fürchtet vor dem kommenden Tag, der sie dem ungeliebten Bräutigam in die Arme treibt!

Wie spät war es denn? Zehn Uhr!

Ich klingelte abermals. „Böhme, fragen Sie doch mal, wo der Lieutenant von Felsenberg wohnt!"

Er kam zurück. „Gleich hier im Gasthof, im Anbau nach dem Garten zu."

„Aha!" Ich kannte die Baracke, die der Wirt als Lieutenantswohnung eingerichtet hatte, schon von früher her; es wohnten da immer zwei von uns. Die Stuben waren miserabel, die Ställe vorzüglich.

„Ob der Lieutenant von Felsenberg zu Hause ist?"

„Zu Befehl, Herr Major — es brennt Licht in seinem Zimmer."

Ich nahm meinen Reisemantel um und ging die Treppe hinunter, über den Hof nach dem Garten, der durch ein niedriges Mäuerchen vom Hof getrennt war. Richtig, in der Stube des Erdgeschosses brannte Licht hinter den Läden. Es war ein ganz niedriges Erdgeschoß, und die Läden hatten so große Spalten, daß man, ohne besonders den Spion zu machen, die Stube übersehen konnte. Warum ich hier stand und hineinschaute? Ja, wer kann ermessen, welchem Antrieb der Mensch zuweilen folgt? Unsre Handlungen in solchen Stunden sind wie von einer geheimnisvollen Macht beeinflußt. Ich stand also da und sah hinein.

Er saß an seinem Tisch in der Nähe des Fensters und schrieb. Das ist ja nun nichts Besondres, aber neben ihm lag etwas, das ließ mir das Herz stille stehen vor Schreck — etwas, das in gar keiner Beziehung zu einem Schreibtisch steht und das doch so furchtbar deutlich die Briefe illustriert: Abschiedsbriefe!

Ich eilte im nächsten Augenblick in den Hausflur — ein einziges lautes Klopfen an der Thür, ein Druck auf die Klinke, und ich stand drinnen.

Er war aufgesprungen und hatte blitzgeschwind sein Taschentuch über das bewußte Ding geworfen. Als er mich erkannte, stützte er sich mit der Rechten fest auf den Tisch, und durch seinen schlanken Körper ging's wie ein Schüttelfrost.

„Guten Abend, Herr Kamerad," sagte ich, „verzeihen Sie, daß ich so eindringe, so unangemeldet; Sie überhörten wohl mein Klopfen im Eifer des Schreibens?"

Er maß mich von oben bis unten mit einem Blick voll tödlicher Kälte. „Was befehlen Sie, Herr Major?"

„Nichts, lieber Felsenberg, ich habe nur eine Bitte."

Er verbeugte sich leicht.

„Kassieren Sie jenen Brief!"

„Herr Major!" fuhr er auf.

„Und schreiben Sie einen andern an die alte Frau — es ist wohl an Ihre Frau Mutter? — einen, in dem Sie nicht um Verzeihung bitten, daß Sie ihr einen Schmerz anthun wollten, wie er größer nicht gedacht werden kann! Melden Sie ihr, daß —"

Er sah mich an wie irrsinnig. „Meine Mutter", sagte er, „meine Mutter!" Dann lachte er auf.

Ich blickte ängstlich in sein zuckendes Gesicht und folgte mit meinen Augen den seinigen. Und da bemerkte ich an dem linken Arm einen schmalen schwarzen Kreppstreifen.

„Meine Mutter ist tot!“ Vor acht Tagen habe ich sie begraben,“ sagte er klanglos.

Armer Junge, so viel auf einmal! Ja freilich, da mag dir das Leben keinen Pfifferling mehr wert scheinen! dachte ich, und das Wort, das ich hatte sprechen wollen, erstarb mir auf den Lippen.

„Was befehlen der Herr Major?“ fragte er wieder scharf und laut.

„Nun, Herr von Felsenberg,“ sagte ich, „und wenn auch die alte Frau der Schlag nicht mehr treffen kann, so doch vielleicht ein andres Herz, ein junges, schon halb verzweifeltes Herz. Sie haben wohl nicht daran gedacht, wie es weiter leben soll in dem Bewußtsein: deinetwegen, da — da ist einer fortgegangen — na, wir verstehen uns, Herr Lieutenant. Also verbrennen Sie jenen Brief! Sabine würde sterben, müßte sie ihn lesen. Sagen Sie ihr lieber morgen mündlich: ‚Mein geliebtes Mädchen, meine Braut, wir brauchen uns nicht zu trennen, denn da ist so ein Onkel, ein alter thörichter Onkel, der — der hat die Geschichte in Ordnung gebracht und läßt dich grüßen.‘ — Also Ihr Wort, Herr Lieutenant — verbrennen Sie den Brief! Und nun gute Nacht! Wenn Sie morgen mittag in das Brenkenhaus kommen, so finden Sie offene Thüren.“ Ich nickte ihm zu und schritt über den Hof in mein Zimmer zurück.

Mein Gott, wenn ich nicht zu ihm gegangen wäre — der Heißsporn! Na, ich war ja auch einmal beinahe so weit gewesen, und gegen den genommen — man brauchte ja nur seine Augen zu betrachten — war ich die Gelassenheit selber.

Nun saß ich da am Sofatisch neben der brennenden Lampe, eine Tasse schwarzen Kaffees vor mir und eine Zigarre zwischen den Lippen, und schrieb. Und währenddem packte Böhme wieder

ein, was er bereits ausgepackt hatte, und bestellte das Wecken auf sechs Uhr früh; um sieben Uhr ging der Schnellzug.

Einen Brief an Tante Klara — das war der schlimmste — ein Brief an mein Patenkind, einer an Felsenberg, abzugeben um acht Uhr! Und dann mochten sie sehen, wie sie fertig wurden.

Ich schlief noch ein paar Stunden, dann fuhr ich in dunkler Morgenstunde aus Wardelingens Thor. Drüben lag der Kirchhof — — Leni, hab' ich es recht gemacht?

Eben war ich in den Eisenbahnwagen gestiegen, da stand vor der noch offenen Thür eine große Gestalt im Mantel, an dem der Wind zerrte. Eine Hand streckte sich mir entgegen und umfaßte mit heftigem Druck die meinige.

„Herr Major — —" Die Stimme versagte ihm.

„Schon gut, mein lieber Felsenberg! Grüßen Sie Sabine, wenn Sie heute mittag hingehen und ihr Jawort holen! Mein Brief wird Ihnen nachher gegeben werden. Leben Sie wohl!"

Die Thür wurde zugeschlagen, und dahin brauste der Zug. Gottlob, als es hell wurde, da waren wir nicht mehr in der Mark, und ich fing an, mich zu sammeln.

An Leeden schrieb ich von Berlin aus ein paar Worte, die ihn aufklärten; er wäre sonst am Ende ganz wirr geworden beim Lesen der Verlobungsanzeige von Sabine Bayer mit dem Lieutenant von Felsenberg. Als ich in meine Garnison kam, war schon ein Brief von ihm da.

„Im ganzen bin ich nicht böse, alter Freund, ich habe dich behalten. Aber nun wirst du ja doch eine Familie haben, denn so, wie die Verhältnisse nach deinem Schreiben zu liegen scheinen, stattest du eine Tochter aus und bekommst einen Schwiegersohn. Gratuliere zum künftigen Großpapa!"

Ich lächelte ein wenig über seinen Scherz und ging in

den drei gemütlichen Zimmern meiner Junggesellenwohnung umher. Da lag noch alles so, wie ich es verlassen hatte an jenem Tage, wo ich so eilig nach Wardelingen fuhr; Lenis verblichene Photographie stand auf dem Schreibtisch und sah mich an, als wollte sie sagen wie einst: „Nicht wahr, du nimmst dich meines Kindes an in schweren Stunden?"

Ich hab's gethan, Leni!

Dann ging ich in die Ställe und klopfte den Pferden den spiegelglatten Hals. Der Goldfuchs wieherte leise, er erkannte mich. Die Kinder des Hauswirtes kamen gelaufen und blickten mich an mit verlangenden Blauaugen. „Ihr armen Schelme, diesmal habe ich euch vergessen, ich habe nichts mitgebracht als leere Hände und ein leeres Herz — aber wartet nur, der Böhme holt euch etwas!"

Ach, und so allmählich, da wird's ja werden, der Mensch gewöhnt sich an alles. Da wird's ja wieder weitergehen, das Leben, auch mit dieser Wunde.

Und es ging weiter. Zur Hochzeit nach Wardelingen luden sie mich nicht ein, natürlich nicht, obgleich ich sie meinem Patenkinde ausrichtete. Vierzehn Tage später bekam ich ein Päckchen von der jungen Frau.

„Lieber Onkel! Vielleicht macht es Dir Freude, Mamas Tagebuch zu lesen, das sie für mich schrieb."

Weiter nichts. Ich schlug die Blätter auf; es waren Lenis liebe kleine Schriftzüge, und da fiel mein Auge auf eine Stelle, die durch ein bräunliches krauses Fleckchen, wie ihn Thränen auf dem Papier zu hinterlassen pflegen, bezeichnet war, und da las ich:

„Lasse Dich nicht bestimmen, eine Ehe einzugehen ohne echte wahre Liebe, mein Herzenskind! Du ahnst nicht, wie trostlos, wie jammervoll, wie erniedrigend das ist für eine Frau! Setze Deinen ganzen Widerstand denen entgegen, die

Dich überreden wollen, äußerer Vorteile oder sonstiger Gründe wegen! Bleibe lieber allein, bleib' arm und verlassen — Du wirst Dich glücklicher fühlen als mit einem Gefährten, den die Liebe Dir nicht zugeführt hat. Und wenn Du Dich nicht stark genug fühlst, Dich vor einer Ehe ohne Liebe zu schützen, so wende Dich an Onkel Viktor! Er wird Dir allezeit ein treuer Berater sein, ein zärtlicher Freund — er versprach es mir einst in einer Stunde, die die traurigste und glücklichste meines Lebens war."

Ich las nicht weiter.

Arme kleine Bine — der dich schützen sollte, war zugleich der Freier, den du nicht liebtest! Aber es ist ja dennoch gut geworden, er hat dich vor sich selbst geschützt — wie schwer es ihm fiel, brauchst du und niemand zu wissen.

Und nach wieder zwei Jahren packte ich doch mal meinen Koffer — sie hatten mich ja schließlich mürbe gemacht mit ihren ewigen Quälbriefen — und fuhr nach Wardelingen.

Am Bahnhofe standen Felsenberg und Hella. Sie war ein schönes Mädchen geworden, aber noch immer die alte. „Donnerwetter" und „Parapluie" lebten noch; sie gingen vielleicht ein wenig wackliger und ihre Augen waren ein bißchen trübe, aber im ganzen war man wohlauf. Felsenbergs schönes Zigeunergesicht strahlte vor Freude, als er mich sah.

„Er ist ganz toll vor Seligkeit über den Schreihals, Onkel," berichtete Hella achselzuckend, „die Bine und er knien abwechselnd vor dem Bett der Prinzessin und würden ihr die Sterne vom Himmel holen, wenn sie danach verlangen würde; 's ist kaum zum Ansehen!"

„Und wie geht es Tante Klara als Urgroßmutter?" fragte ich, zwischen beiden hinschreitend.

„Sie macht keinen Anspruch auf diesen Titel," erklärte Hella. „Wenn du's mit ihr verderben willst, brauchst du sie

nur so zu nennen; sie hat dir ohnehin deinen damaligen Streich nicht vergeben, Onkel Viktor."

Und das unartige große Mädel drängte sich an mich heran und flüsterte mir ins Ohr: „Er läßt sich ja gar nicht dreinreden von ihr, weißt du, und ein bißchen knapp geht's ja doch zu, wenn auch Bine prachtvoll einzuteilen versteht. Wenn Bine die Frau Major von Brenken geworden wäre, hätte es Großmutter doch besser gepaßt. Übrigens," fügte sie laut hinzu, „übrigens, Onkel, du hast ja graue Haare und siehst so gemütlich aus, zum Küssen nett, Onkel!"

Das mußte wohl auch im alten Brenkenhause eine schöne junge Frau finden. Eine liebe lichte Gestalt kam mir entgegengeflogen die Treppe hinunter, durch den dämmerigen Flur. „Onkel! Lieber, lieber Onkel!" Und die frischen Lippen berührten die meinen, und tiefe thränenschimmernde Augen blickten mich an. Mein Gott, mein Gott, wie glich sie doch ihrer Mutter!

Und droben zog sie mich an das einfache blau verhängte Bettchen, und er und sie standen da mit so seligem Stolz, daß einem das Herz weich werden mußte vor so viel Menschenglück.

Was that es denn, daß Tante Klara grämlich und alt in ihrem Stübchen unten saß und über Entbehrungen klagte, die sie sich in ihren alten Tagen auferlegen mußte. „Siehst du, Viktor," sagte sie, „wenn du Sabine geheiratet hättest, dann wäre alles besser; du wärst glücklich geworden und wir mit!"

„Tante, vielleicht hätte sich Bine schon zu Tode gegrämt neben mir."

„Ach, so ein dummer sentimentaler Schnack," sagte sie ärgerlich, „gerade, als hörte ich Leni sprechen!"

„Na, sei gut, Tantchen," bat ich, „und mach' dich zur

Taufe morgen recht fein; weißt du, so fein wie damals, als Bine getauft wurde!"

„Hat sich was — das lohnte!" murmelte sie. „Wer kommt denn? Der Kommandeur, weil Felsenberg Regimentsadjutant ist, und der Rittmeister Werner, das ist alles! Und auf Trüffelpüree brauchst du dich nicht zu spitzen; sei froh, wenn du Kälberbraten bekommst!"

„Ich würde es den Kindern sehr übelnehmen, wenn sie Trüffeln geben würden, und müßte ihnen als Papa die Zulage beschneiden. Ist der Werner ein netter Mann?"

„Auch so einer, der denkt, er könne heiraten mit seinem Gehalt als Rittmeister. Wenn Hella so dumm ist, mir kann's recht sein, ich lebe nicht mehr lange genug, um das ganze Elend mit anzusehen."

Na, wenigstens vorläufig war von Elend nichts zu merken.

Die jungen glücklichen Eltern hatten ihr einfaches Tauffest so allerliebst angeordnet, daß man sich wohlfühlen mußte. Die Rede des Pastors war schlicht und herzlich, die Bine sah in ihrem weißen Kleide frisch und überselig aus, und die kleine Leni guckte mit lustigen blauen Äuglein in die Welt. An schwarze Schatten war gar nicht zu denken.

Und nach Tische trommelte Hella einen Walzer, und Felsenberg nahm seine Bine in die Arme und schwenkte sie herum. Kein andrer kam und saß mit ihr an der Wiege ihres Kindes und sah sie heiße Thränen weinen und las ihr das Geständnis ihres Unglücks aus den Augen — nein, sie liefen beide zusammen in die Kinderstube, und eng umschlungen kamen sie zurück.

Und da dachte ich, wie ich einst am Bettchen dieser jungen Mutter mit ihrer Mutter gesessen, und dachte, wenn ich Sabinens Gatte wäre und das Kind mein Kind und wenn sie plötzlich sich an die Wiege der kleinen Leni geflüchtet hätte

mit dem Manne, dem sie meinetwegen entsagte, und dort heiße Thränen geweint um ein verlorenes Glück — Herr Gott, das hätte schlimm werden können!

Aber er wäre ja nicht mehr unter den Lebenden! Und ich dachte an den Abend, wo er sein Taschentuch über die Pistole warf.

Nein, es war besser so — ich hatte mein Versprechen gehalten.

Auf schwankem Boden.

So stehe ich denn einmal wieder in dem niedrigen Zimmer des alten Gasthauses zur „Roten Forelle", dem ersten „Hotel" in der kleinen thüringischen Stadt, und schaue über die einsame, wohlbekannte Straße mit dem holperigen Pflaster und der Reihe alter einstöckiger Häuser, denen man dem Pfingstfest zu Ehren neuen Anstrich gegeben hat. Ich sehe den Brunnen mit seinen drei immer fließenden, krystallklaren Wasserstrahlen; der kleine eiserne Ritter auf der schmucklosen Säule, der diese Strahlen entquellen, ist St. Martinus, der besondere Schutzheilige des Städtchens. Es hat sich nichts verändert, aber auch nichts, und die Linde vor der Thür des Gasthauses hat heut wieder ebensolche junggrüne Blätter wie damals, als ich im Schatten des ehrwürdigen Baumes zum erstenmale aus der Extrapost stieg, um meinen Fuß auf Borndorfer Gebiet zu setzen.

Zu beiden Seiten des mächtigen Hausthores bemerkte ich vorhin Maien, mit roten Schleifen verziert, und auch, just wie dazumal, auf dem altersbraunen Flügel einen roten Theaterzettel. Wäre mir nicht statt des alten weißköpfigen Wirtes ein frischer junger Mann mit neumodischer Höflichkeit entgegengetreten, wahrhaftig, ich hätte meinen können, es sei noch einmal der Pfingstsonnabend des Jahres 1867 erschienen, der lange, lange vergessen ist von den meisten Menschen, nur von mir nicht — und von einer andern auch nicht.

Ich wende mich um, denn das rotbäckige Zimmermädchen ist eingetreten und fragt, ob Madame irgend etwas wünsche, vielleicht Kaffee; der Kuchen sei auch eben aus dem Backhause gekommen.

„Danke, nein! Aber Sie können mir gewiß dieses Billet in die Pfarre tragen, liebes Kind? Recht bald, wenn es möglich ist. Sagen Sie auch der Frau Pfarrerin, sie solle nicht etwa hier herunter kommen, ich sei flinker als sie und wolle nur ein wenig Toilette machen, dann käme ich. Das Billet ist nur, damit sie nicht erschrickt."

Das hübsche Mädchen sieht mich, indem es mir den Brief aus der Hand nimmt, ganz verwirrt an. „Madame meinen die Frau Oberpfarrerin Steinkopf?" fragt es dann.

„Ja, versteht sich! Doch, bitte, geben Sie mir den Brief zurück, ich habe es mir anders überlegt. Bestellen Sie einfach, Fräulein Martha möchte doch einmal herunter kommen, wenn ihre Zeit es erlaubt."

„Ein Fräulein?" fragt das Mädchen.

„Ja, Fräulein Steinkopf."

„Es ist kein Fräulein in der Pfarre."

„Meine Gute! Sie sind wohl nicht von Borndorf?"

„Nein, Madame, aber ich diene seit einem Jahre hier in der ‚Forelle' und kenne alle Leute in Borndorf. Nein, ein Fräulein ist nicht in der Pfarre."

„Schicken Sie mir, bitte, den Wirt herauf!" rufe ich ärgerlich; und sie verschwindet.

Der überhöfliche junge Mann, der sein gelbes fettiges Haar wie der Oberkellner irgend eines ersten Berliner Hotels frisiert hat, was so gar nicht zu dem kleinen „Forellenhotel" passen will, wirbelt ins Zimmer und fragt, womit er der „gnädigen Frau" dienen könne.

„Ich vermag mich nicht mit ihrem Zimmermädchen zu

verständigen," sage ich, „ich will, daß man in die Pfarre hinaufschicke, um dort eine Empfehlung von mir zu bestellen: ich lasse Fräulein Martha Steinkopf bitten, sobald als möglich mich hier zu besuchen."

„Gnädige Frau, leider ist der Befehl unausführbar, denn — hm —"

„Ist das Fräulein etwa verheiratet?" frage ich erstaunt.

„Gnädige Frau verzeihen — hm — gnädige Frau ist vielleicht verwandt mit Oberpfarrers — nicht? Oder nahe bekannt? hm —"

„Aber, Gott im Himmel, so reden Sie doch!" rufe ich gereizt. „Ist sie tot? Nein? — Nun, es kann doch kein Mensch verschwinden aus diesem Nest, und um von Zigeunern gestohlen werden zu können, ist sie schon zu groß!"

„Verzeihen gnädige Frau — Fräulein Martha Steinkopf — sie hieß ja aber gar nicht so — ist mit — etwa ein Jahr mag es sein — ist davongelaufen, einfach davongelaufen."

Ich winke ihm Schweigen. „Ich danke Ihnen, Herr Wirt, ich erfahre das Nähere in der Pfarre selbst. Danke!"

„Und die Frau Oberpfarrerin — gnädige Frau gestatten doch, daß ich das noch bemerke — sollen, wie sich die Leute erzählen, tiefsinnig geworden sein darüber. Sie sollen kaum ein Wort mehr sprechen und —"

„Ich danke Ihnen," unterbreche ich ihn heftig, „schicken Sie mir Kaffee!"

Er sieht mich verdutzt an und geht.

Aus dem kleinen Stübchen ist plötzlich aller Sonnenschein gewichen und die Luft schwer und dumpf geworden, oder ist's mir nur so? Ich sitze im Lehnstuhl und schaue die entsetzlich grüne Tapete an, klar denken kann ich noch nicht. Die Bildnisse des Landesfürsten und seiner Gemahlin an der Sofawand tanzen vor meinen Augen, und der alte Kaiser Wilhelm

schüttelt den Kopf. — Herr Gott, ich kann's ja noch immer nicht fassen — meine Elisabeth tiefsinnig! Das sanfte stille Geschöpf, die gute treue Gefährtin der Mädchenzeit! Und das Kind geflohen! — —

Seit vier Jahren hatte ich Elisabeth nicht wiedergesehen. Damals war sie an unserer Küste in einem kleinen holsteinischen Seebade gewesen mit Mann und Kind, und welch ein reizender Backfisch war aus diesem Kinde geworden! Ich hatte glückliche Stunden mit ihnen verlebt; später waren noch manchmal Briefe zwischen uns hin und her geflogen; aber dann wurde ich nachlässig, große Reisen hatten mich verhindert, meine alten, liebgewordenen Korrespondenzen wieder aufzunehmen, ich hatte auch wohl einmal auf einen Brief keine Antwort erhalten, und die äußeren Zeichen der alten Freundschaft unterblieben schließlich. Aber als ich nun wieder häuslich geworden war auf Räcknitz, gaukelte mir eines Tages so verführerisch der Gedanke vor, Elisabeth zu überraschen, um einmal wieder, wie früher so oft, das Pfingstfest in ihrem Hause zu verleben, daß ich ihn auszuführen beschloß — und nun?

Eine Thräne nach der andern drängte sich mir aus den Augen, und das *eine* wußte ich genau, ich konnte sie so nicht wiedersehen; ich wollte nach einer Rücksprache mit dem Oberpfarrer, den ich morgen, sobald der Gottesdienst vorüber war, hierher zu bitten beschloß, um Näheres zu erfahren, wieder abreisen.

Draußen hatte sich indessen der Himmel bezogen, drohendes Rollen verkündete ein Gewitter. Bald regnete es, und mehr als das; bei uns zu Hause sagt man: „Es pallscht in Ströms." — Das Mädchen bringt endlich den gewünschten Kaffee, legt auch das Wochenblatt daneben. Es giebt so Augenblicke, wo man vor heftiger Erschütterung gar nichts

fühlt, wo man thun und handeln kann, als wäre einem nichts Furchtbares zugestoßen. Ich trinke ruhig eine Tasse Kaffee, und am Fenster sitzend lese ich in dem Wochenblatt:

„Sonntag, den 5. Juni
Hoftheater in Borndorf
Große Vorstellung zum Benefiz
des Herrn Theaterdirektors von Kranowsky
Faust
ein Tragödie.“

Seltsam! Als ich an jenem Maitag 1867 zum erstenmale hier war, wurde auch „Faust“ gegeben, denke ich und fühle so etwas wie Schwindel bei den Erinnerungen, die mich bestürmen. Unaufhörlich strömt der Regen hernieder; das Dienstmädchen ist wieder hereingekommen und ich starre in das Wetter hinaus.

„Wünschen Madame Theaterbillets zu nehmen? Es ist morgen des Direktors Benefiz. Thun Sie es doch, Madame,“ bittet das Mädchen, „ich glaube, der Truppe geht es schlecht. Eine ist dabei, die sitzt immerfort und weint; sie ist, seit sie hier angekommen sind, noch nicht aus der Stube gewesen, nur einmal abends. Immer ist sie da oben,“ sie deutet mit dem Finger nach der Decke, „und gestern hat sie geschrieen, daß ich es hier unten hören konnte, und als ich 'naufkomme, da liegt sie dem Direktor zu Füßen und bittet ihn, — und er ist böse, ach so böse.“

Das alles dringt fast unverständlich in meine Ohren. Ich nehme sechs Mark heraus und erhalte eine Menge roter Zettel dafür. Das Mädchen bedankt sich, als ob ihr etwas geschenkt worden sei, und geht. Ich greife noch einmal zum Wochenblatt. Hinter „Margarethe“ steht der Name der Darstellerin nicht, er ist durch drei Punkte ersetzt; unten auf dem Zettel steht: „Margarethe: Fräulein Korinska, engagiert am

herzoglichen Hoftheater und nur noch kurze Zeit bei hiesiger Truppe."

Ich muß den Namen Korinska schon einmal gehört haben! Dann ertappe ich mich dabei, daß ich zur Decke emporsehe; dort oben, ja, ich glaube, es war die nämliche Stube, wo damals —. Mit aller Gewalt zwinge ich mich, klar zu werden, meine Erinnerungen, die sich mit der Gegenwart verwirren, zu ordnen, und während ich in die Dämmerung hinausblicke und das Rauschen des Regens zugleich mit der wonnig duftenden Luft in das Gemach zieht, da steht sie plötzlich greifbar deutlich vor mir — die Vergangenheit:

Pfingsten 1867! Endlich war ich imstande, der Einladung Elisabeths zu folgen; ich that es um so lieber, als ich wußte, daß sie Trost und Anregung nötig hatte wie das liebe Brot und die frische Gottesluft. Unsere Bekanntschaft stammte aus der Pension; sie, eine stille, zarte Natur, schloß sich innig an das wilde Mädchen da oben von der Nordsee an. Wie unser Wesen, so war auch unsere Auffassung der Dinge verschieden. Sie, zu leiser Sentimentalität geneigt, leicht verletzlich, aus einer sehr frommen Familie stammend, kannte kein höheres Verlangen, als Diakonissin zu werden, womöglich an einem Kinderkrankenhause, denn Kinder, besonders die zarten, die immerfort gehütet werden müssen, liebte sie unsagbar, während mein Sinn nach einem großen Rittergute stand, natürlich auch nach dessen Besitzer und — seiner Zeit nach einer wohlgefüllten Kinderstube mit wenigstens sieben Kleinen. Ich dachte mir es herrlich, so recht herumwirtschaften zu können, über Mägde und Diener zu herrschen, meine wilden Jungen mit dem spanischen Röhrchen in Zucht zu halten und an der Seite meines Mannes in die Felder zu fahren, um den Stand der natürlich immer vorzüglichen Ernte, denn ein echter, rechter Landwirt mußte er sein, zu bewundern.

Elisabeth war Rheinländerin und sprach so „lieb" nach meinen Begriffen, daß ich ganz entzückt zuhörte, wenn sie mit ihrem „nit" und „als einmal" anhub. Dafür lachte sie zuweilen still über mein ehrliches Holsteiner Platt, aber nur so lange, bis ich ihr einmal etwas von Klaus Groth — ich glaube, es war das rührende Gedicht „Min Jehann" — vorlas und übersetzte.

Als wir eingesegnet waren und aus der Anstalt entlassen wurden, kam die Trennung. Sie ging in den schwesterreichen Familienkreis nach Bonn zurück — ihr Vater war ein höherer pensionierter Offizier; ich in die Einsamkeit unseres Gutes. Wir schrieben uns fleißig. Dann kam einmal — der Brief hatte sich mit dem meinigen, der die Kunde meiner Verlobung enthielt, gekreuzt — die Nachricht von ihr, daß sie in ein Diakonissenstift zu Berlin eingetreten sei und sich sehr glücklich in ihrem Berufe fühle. Zu meiner Hochzeit kam sie und stand im Kreise der geputzten Brautjungfern in der Kirche schier fremdartig anzuschauen mit dem schlichten schwarzen Kleide, das ihr Beruf vorschrieb. Das liebe Gesichtchen, umrahmt von der Diakonissenhaube, sah so engelhaft zufrieden aus, daß ich mich meines irdischen Glücksrausches beinahe schämte.

„Seg, min oll leiw Deern," fragte ich, als sie mich umarmte und beglückwünschte, „bist du denn nu glücklich un tofreden mit din Los?"

„Lieb Annchen, frag nit so, du mußt's ja sehen," war ihre Antwort. „Sehr glücklich bin ich, sehr, und ich wünsche dir ebenfalls so viel Glück, wie's der liebe Gott nur geben kann."

Das waren für lange Zeit die letzten Worte; ihr stilles Gesicht nickte mir noch einmal mild freundlich zu aus dem Schwarm der Gäste, als ich abends an meines Mannes Seite

unter Musik, Hurra und Fackelglanz vom väterlichen Hofe fuhr, um in den weiten Räumen von Schloß Räcknitz als Herrin zu walten.

Als ich nach zwei Jahren, eine tieftrauernde Witwe, allein in dem alten Schlosse saß, kam unter vielen, vielen andern Schreiben, die trösten wollen und es doch nicht können, auch ein Brief von Elisabeth. Es war der einzige unter allen, der mich zum Weinen brachte, bis jetzt hatte ich noch keine Thräne gefunden. Sie schrieb, daß sie meinen ungeheuren Verlust um so tiefer zu fühlen vermöge, als auch sie jetzt mit ganzem Herzen einen Mann liebe, dem sie in einiger Zeit angetraut werden würde.

„Es bringt mich die Liebe zu ihm Dir näher wie je, Anna," hieß es unter anderm, „könnte ich Dir nur den Trost verschaffen, den sein Wort zu geben vermag! — Sobald wir in unserem einfachen Hilfspredigerhäuschen eingerichtet sind, mußt Du kommen, Anna; versprich es mir!"

Es vergingen aber Jahre, ehe ich diesen Besuch ausführte. Ich sollte meinen Gram überwinden lernen, ward in der Welt umhergeschleppt und legte damals vielleicht den Grund zu meinem Nomadenleben, das ich bis jetzt mit Vorliebe führe, denn Ruhe habe ich eigentlich nicht wieder gefunden seit dem Tode meines Mannes. Im Sommer regierte ich Räcknitz, das mir zugefallen war, und im Winter war ich mit einer Gesellschafterin bald in Florenz, bald in Rom, in London oder Paris; ja, sogar Petersburg war so wenig sicher vor mir wie Konstantinopel oder Athen. Trotzdem blieb ich von Elisabeths Leben unterrichtet. Ich wußte, daß ihr Mann mittlerweile Oberpfarrer geworden war, daß sie in das altehrwürdige Pfarrhaus in Borndorf übergesiedelt seien unter Glockengeläut und über blumenbestreute Wege, und daß in den weiten altväterlichen Stuben sich drei Blondköpfchen tum=

melten, die das größte Entzücken meiner kleinen heiligen Elisabeth ausmachten.

Da war ich auch mal wieder zu Pfingsten in Räcknitz gelandet, irgendwo her — ich glaube, von den italienischen Seen. Meine Koffer waren noch nicht ausgepackt, ich hatte eben den Inspektor über Ernteaussichten gehört und war im Begriff, in meinem kühlen Wohnzimmer einen langen Schlaf zu thun, als mir das Stubenmädchen einen Brief brachte, der am Morgen schon angelangt war.

„Verehrte Frau!" begann der von kräftiger Männerhand niedergeschriebene Brief. „Da meine arme Elisabeth zum Schreiben noch immer nicht fähig ist, so beauftragt sie mich — wir nehmen an, daß Sie wieder in Ihrer Heimat sind — Ihnen mitzuteilen, daß wir in der Zeit vom 15. bis 25. Dezember unsere drei lieben Kinder an der Diphtheritis verloren haben! Gottes Hand ruht schwer auf uns, Er allein weiß, weshalb Er uns dies reiche Erdenglück wieder genommen hat. —"

Weiter las ich nicht. Ich steckte den Brief in die Tasche meines Reisekleides, sagte meiner Wirtschafterin und den Beamten Bescheid, daß ich abermals fortmüsse, wünschte meiner die Hände ringenden Gesellschafterin vergnügte Feiertage und fuhr nach Verlauf einer halben Stunde, mit dem Nötigsten versehen, zur nächsten Bahnstation, wo ich den Schnellzug noch glücklich erreichte, der mich wieder in die Richtung führte, woher ich heute früh gekommen war.

Am Pfingstsonnabend, mittags, stand ich vor der Posthalterei des kleinen Städtchens, in dem mich die Eisenbahn im Stiche ließ, so daß mir nichts weiter übrig blieb, als mit Extrapost zu reisen, wenn ich überhaupt noch heute Borndorf erreichen wollte. Diese Fahrt und alles, was sich daran reihte innerhalb der nächsten Tage, ist mir bis in die kleinsten Einzel=

heiten deutlich im Gedächtnis geblieben. Der Weg stieg durch herrlichen mit lenzgrünen Buchen gemischten Tannenwald langsam bergan, die Sonne spielte auf dem Waldboden, die Luft war duftig nach einem warmen Regen und der Himmel leicht bewölkt. Es schien alles dem Feste entgegen zu jubeln und zu jauchzen, und das mochte auch wohl der Postillon auf dem Bocke denken, der sich auf den morgenden Tanz freute, denn er blies schier übermütig und in ganz grimmigen Tönen:

„Du hast ja die schönsten Augen —"

Ich habe es nie vermocht, jemand im Frohsinn zu stören durch meine trübe Stimmung; heute aber wurde es mir sauer, diese Musik anzuhören. Als dann jedoch die lustige Melodie mit aufsteigender Nachmittagskühle anfing in eine melancholische überzugehen und „Es ist bestimmt in Gottes Rat" mich thatsächlich bis zum Weinen brachte, da bat ich den Mann, lieber innezuhalten. Die Töne summten mir noch in den Ohren, als mein Wagen über das Pflaster des Städtchens rollte, in dem es nach Kuchen und Maiengrün duftete, und vor der Thür der „Roten Forelle" hielt.

Ich nahm mir kaum Zeit, das Zimmer anzusehen, das der alte Wirt mir durchaus zu zeigen wünschte; ich fragte nach dem Pfarrhaus von St. Martin und wurde in eine Straße gewiesen, die im letzten Abendsonnenschein steil vor mir aufstieg. Ja, da schauten richtig zwei ehrwürdige alte Türme über die Dächer hinweg, und eben begann das Pfingstgeläute. Die scheuernden, fegenden Mädchen vor den Hausthüren, die jungen Bursche, welche die Maien festnagelten zur Seite der Steinbank, hörten auf mit ihrer Hantierung und horchten einen Augenblick auf die mächtigen Zungen der Glocken; schier betäubend schwirrten in dieser Nähe die Klänge in mein Ohr. Nur die blondköpfigen Kinder lärmten weiter

in der Vorfreude des morgenden Festtages. Ich hielt eine der hübschesten kleinen Dirnen am Zopf fest.

„Komm", bat ich, „führe mich nach dem Pfarrhause!" — Das liebe Ding sprang eifrig vor mir her, und in wenigen Minuten hatte ich das der Kirche gegenüberliegende Haus erreicht. Eine hohe dunkelbraune Hausthür mit blitzendem Messingklopfer, die steinernen, fein gemeißelten und mit Figuren aus der biblischen Geschichte geschmückten Einfassungen der Fenster und Thüren, sowie der schiefe Oberstock von Fachwerk, mit dem ebenso schiefen Erkerlein daran, in dessen Gebälk Sprüche und Daten eingegraben waren, ließen das hohe Alter des Hauses erkennen.

Ich trat ein. Ein ungeheurer Flur empfing mich, die Schelle rasselte überlaut durch den Raum, und gleich darauf erschien eine alte Frau; sie trat aus der nach dem Garten zu liegenden Küche.

„Die Frau Pfarrerin ist nach dem Kirchhof gegangen," antwortete sie auf meine Frage nach ihrer Herrschaft, „und der Herr Pfarrer studieren im Garten seine Predigt für morgen."

Da ich den Pfarrer nicht stören wollte, ließ mich die Alte in Elisabeths Zimmer treten. Es wurde mir auf einmal ganz beklommen; machte es der starke Fliederduft, der einer großen Vase voll Blüten entquoll, oder die leise einbrechende Dämmerung in dem unbekannten Raum, oder die kleinen getragenen Kleidungsstücke, die dicht vor mir auf dem Tische ausgebreitet lagen und einen Geruch ausströmten, wie er lange nicht geöffneten Kleiderspinden eigen ist — ich weiß es nicht. Mir erschienen diese kleinen, entschieden erst kürzlich wieder geordneten Sachen hier ganz grausig; gleichwohl hingen meine Blicke wie gebannt an den Gegenständen; ich vermochte noch deutlich die Flecken auf einem abgeschabten Sammet-

höschen, das verblichene Blau der Schleife des Säuglingskleides und die zerrissene Kittelschürze mit einem Tintenflecks zu erkennen; daneben Spielzeug: zerbrochene Tierchen, Puppen u. s. w. Dazu der Duft verwelkter Cypressenkränze, vermengt mit jenem der frischen Blumen, denn in dem Puppengeschirr hatte eine Hand, wie Kinder es zu thun pflegen, mit Wiesenblumen „Kochen" gespielt. Der gelbe feste Stengel der Maßliebchen lag da zierlich als goldgelbe Butter serviert auf einem winzigen Teller, und die weißen Blätter schwammen in der kleinen mit Wasser gefüllten Terrine als Reissuppe.

Mich schauderte es förmlich. Ich ging, unfähig, den Anblick länger zu ertragen, zum Fenster hinüber und öffnete es, indem ich die stille Straße hinabsah, auf der Elisabeth kommen sollte.

Sie muß sehr krank sein, sagte ich mir, sehr krank! Und das Mitleid kam über mich mit erschütternder Gewalt. Ich meinte, die lieben Blondköpfchen aus den Ecken des spukhaften Zimmers auftauchen zu sehen, lächelnd, rosig — und sah dann wieder kleine weiße todstarre Gesichter unter Blumen hervorlugen, die kein noch so heißes Gebet wieder lächeln machen konnte. Gott hatte mir viel versagt, ich hatte gemurrt und geweint, aber besser — nie ein Kind besitzen, als es trotz allen Betens und Ringens hergeben zu müssen, machtlos der finstern Gewalt gegenüber, ob man gleich das eigene Herzblut opfern möchte, um das süße Leben zu erhalten. Es muß übermenschliches Leid sein! — Ich bekam plötzlich Angstzustände in dieser Umgebung. Schon im Begriff, nach der Küche zu flüchten, sah ich eine schwarze Frauengestalt durch die Dämmerung auf der Straße daherkommen.

Gottlob, es ist Elisabeth!

Sie trat gleich darauf in die Stube; das Mädchen hatte ihr von einer „Fremden" gesagt.

„Anna?“ klang ihre Stimme. „Ja, ich wußte gleich, du bist es — aber bitte, komm hinaus, das ist nichts für dich —. Du, verzeihe nur — Kathrine ahnte nicht —“

Und im Wohnzimmer küßte sie mich, und als sie mein blasses Gesicht sah, da tröstete sie mich mit der alten süßen Stimme.

„Armes liebes Ännchen, das kannst du ja nicht verstehen, und das drüben ist auch nur für mich da.“ Und noch einmal schlang sie die Arme um meinen Hals und begann zu schluchzen, ward aber ihrer Bewegung sofort Herr.

„Laß uns gar nicht davon sprechen,“ flüsterte sie, und ihre klaren Augen sahen ganz starr aus, „hörst du, ich bitte dich; gar nicht davon sprechen, denn das kann ich nicht ertragen.“

Und mit einer Fassung, über die ich erstaunen mußte, ging sie den Pflichten der Hausfrau nach, der ein lieber Gast unverhofft geworden ist; aber sie war doch anders wie sonst, die Bewegungen gewaltsam, das Auge unstät, und bei einer Anrede fuhr sie erschreckt auf.

Im Gartenhause war der Tisch gedeckt; zum erstenmale sah ich Elisabeths Gatten. Es war ein großer, ernster, traurig blickender Mann, an den Schläfen stark ergraut, um den Mund einen milden Zug. Mit seiner Frau ging er so zart und sorgsam um, als sei sie ein Kind. Er dankte mir für mein Kommen, aber vermied es vollständig, die Veranlassung desselben zu berühren. Elisabeth redete kaum ein Wort. Ich brachte endlich das Gespräch in Fluß, indem ich von meinen Reisen erzählte, und fand in ihm einen vorzüglichen Kenner Roms; er hatte mehrere Winter als Reisebegleiter zweier Prinzen dort zugebracht.

Wir hatten wohl bis zehn Uhr im Dunkeln gesessen und die wundervolle K‥hle der Mainacht genossen, als sich die

Stimme der Köchin vom Hause her vernehmen ließ: „Frau Pfarrer!“

Elisabeth erhob sich sofort und ging hinüber. Ich saß allein mit dem Manne, dessen Kopf sich nach der Richtung gewendet hatte, in der seine Frau verschwunden war.

„Sie hat sich sehr verändert, nicht wahr?“

„Ja!“ sagte ich und schluckte an meinen Thränen.

„Es ist hart, was uns getroffen hat,“ fuhr er fort, „aber noch Härteres droht, wenn Elisabeths Zustand so bleibt. Es muß etwas geschehen, daß sie aus diesem Zustande völliger Willenslosigkeit aufrüttelt; der Arzt sagte mir, es sei die höchste Zeit. Sie macht ganz unsinnige Geschichten. Ihre Hausfrauenpflichten erfüllt sie zwar still und musterhaft wie immer, aber sie spricht nie mehr ein Wort über ihre verlornen Lieblinge, sie weicht einer gemeinschaftlichen Erinnerung mit mir förmlich aus, und dabei treibt sie einen ganz kindischen Verkehr mit den Andenken an sie. Jetzt, ich weiß es ganz genau, jetzt sitzt sie zwischen all den kleinen Sachen, die den Kindern gehörten, und stachelt ihren Schmerz in gewaltsamer Weise auf. Es ist gerade, als ertappe sie sich auf einer schweren Sünde, wenn sie sich einmal unbewußt hinreißen läßt, dem Leben seinen Zoll zu zahlen. Neulich, zum Beispiel, schleppte ich sie mit in die Kirche, wo ein berühmter Orgelspieler ein Konzert gab auf der schönen alten Bachorgel. Sie liebt Musik; ich sah es ihr an, sie vergaß ihr Leid unter diesen Klängen; etwas von dem weichen süßen Ausdruck, den ich so liebe an ihr, erschien auf dem Gesichte, und dann —“ er stockte. — „Ich hatte nur kurz einmal meinen Blick gewandt,“ fuhr er fort, „da hörte ich mitten in einer wunderschönen Stelle das scharfe Klappen unserer Emporenthür und — sie war verschwunden. Ich eilte ihr nach und fand sie hier, in ihrem Zimmer, das Gesicht in einem Kleidchen ihres

Jüngsten geborgen, mit bebenden Gliedern und heißen Thränen sich anklagend, daß sie auch nur einen Augenblick vergessen konnte!"

„Aber," fragte ich ergriffen, „wo ist Elisabeths Ergebenheit in den Willen Gottes geblieben?"

Eine Weile schwieg er; „Frau Anna," sagte er endlich, „welcher Mensch hat nicht einmal gezweifelt an einem gütigen barmherzigen Gott? Wie viele giebt es, die angesichts solcher Prüfungen imstande sind, zu sprechen: ‚Dein Wille geschehe, Herr, ich murre nicht!' Es ist so echt menschlich, daß sie fragt: ‚Warum gabst du, um wieder zu nehmen?' — Haben Sie nicht Ähnliches gefragt, als Sie am Sarge Ihres Mannes standen, der Ihnen in frischer Jugend entrissen wurde?"

„Ja!" gestand ich ehrlich zu.

„Nun habe ich ihr gesagt, sie sei noch reicher als viele. Sie hat liebe Geschwister; eines von ihnen, ihren jüngsten Bruder, will ich zu Johanni in mein Haus nehmen, er soll das hiesige Gymnasium besuchen. Sie hat viele Freunde in der Stadt, die sie durch ihr liebliches, kindliches Wesen gewann; wir fühlten es so recht in den Schmerzenstagen. Und sie hat doch auch mich," setzte er leise hinzu.

Es klang rührend bescheiden, was er zuletzt sagte.

Er brach ab. Eben schritt ihre dunkle Gestalt daher. Sie hatte einen merkwürdig leichten Gang, man hört kaum ein Steinchen unter ihrem Fuß knirschen.

„Dein Zimmer ist bereit, Anna," sagte sie.

„Das ist ja schön, Elisabeth," erwiderte ich, „aber ich muß notwendig noch einmal in das Gasthaus, um meine Sachen zu holen, und da bitte ich mir deine Begleitung aus — am liebsten wäre es mir, ihr kämet beide mit."

„Ich bitte, mich zu entschuldigen, aber Hermann, nicht wahr? Hermann, du —"

Er war bereit, und bald gingen wir mit einander die Straße hinauf. Die Nacht hatte so etwas Festliches heute, es roch nach den frischen Maien, ein wunderbarer Mondenschein lag wie Silberduft über dem Städtchen und den Bergen jenseit desselben, die Brunnen plätscherten leise und irgendwo ward eine Harmonika gespielt.

„Ach, wie wär's möglich dann —"

sang eine helle Mädchenstimme.

Unter der Linde meines Gasthofes saßen alle Bänke voll Menschen und die Bierseidel klapperten dazu; ein ganzes Rudel Jenenser Studenten, deren bunte Käppchen im Lichte der Laterne aufleuchteten, sangen da ihre Lieder, eine ausgelassene Gesellschaft. Auch zwei Damen bemerkte ich darunter, und ich erinnere mich, wie ich mich nach der einen nochmals umwandte; — es war eine schlanke jugendliche Frau, die eine förmliche Krone von mattblondem Haar auf dem Haupte trug; sie stand mit untergeschlagenen Armen am Stamme des Baumes; es lachte alles an ihr, der rote Mund und die großen dunklen Augen. Der hübsche Student vor ihr mochte ihr eben etwas sehr Angenehmes gesagt haben, als er ihr zutrank.

Ich war stehen geblieben. Menschliche Schönheit, solche wirklich überraschende Schönheit hat mich immer zur Bewunderung hingerissen. Sie bemerkte wohl mein Anstaunen, denn diese großen schwarzen Augen flammten plötzlich drohend zu mir herüber und ein verächtlicher Zug legte sich um ihren Mund. Dann nahm sie ein Glas vom Tische und trank langsam, ihre Blicke jetzt wieder auf den Studenten richtend.

„Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren"

— begann der Chorus, während ich, mich nur schwer von dem fesselnden Bilde trennend, in die Hausdiele trat. Der Pfarrer war längst in die völlig leere Wirtsstube gegangen; er wolle dort auf mich warten, hatte er gesagt.

Ich suchte ihn auf und versprach ihm, so rasch als möglich zurückzukommen; dann begann ich oben mit thunlichster Eile meine Siebensachen, deren ich noch wenig ausgepackt hatte, mit Hilfe des Stubenmädchens zusammenzuräumen.

„Sagen Sie," versuchte ich das Mädchen auszufragen, „wohnt die schöne blonde Frau hier im Hause — die da unten bei den Studenten steht? — Sie ist wohl eine von den Schauspielerinnen?"

„Hm! — Die!" sagte das Mädchen verächtlich; „ich begreife nicht, daß der Herr die Leute im Hause behält. Ihr Mann ist ja ziemlich ordentlich, aber sie, sie denkt, weil sie Frau Direktorin ist, sie kann nur befehlen; und außerdem verträgt sie sich nicht mit ihrem Mann, es ist ein Leben wie zwischen Hund und Katze. Madame können froh sein, daß Sie hier hinauskommen, oben darüber wohnt die Gesellschaft; der Lärm ist entsetzlich, man glaubt manchmal, der Mann schlägt sie gleich tot."

Als ob die Wahrheit des Gesagten sofort bestätigt werden sollte, flogen plötzlich da draußen auf dem Gange Schritte vorüber, denen Männertritte nachpolterten, und gleich darauf schallte der Angstschrei einer weiblichen Stimme über mir, dem ein schwerer Fall folgte. — Gott weiß, ich habe nie danach getrachtet, in Streitereien meiner Mitmenschen mich einzumengen, aber hier hatte ich keinen freien Willen, es war, als ob mir die Schönheit des jungen Weibes es angethan hätte. Ich lief über den Flur, die Treppe hinauf; — unten mochte man nichts gehört haben, niemand kam, auch war es jetzt still geworden. Schon wollte ich umkehren, da erblickte ich in dem flimmernden Lichte einer kleinen Öllampe, die trübselig auf einem Bördchen als Flurbeleuchtung diente, dicht vor mir auf der obersten Stufe ein Kind.

Es saß im Hemdchen da, ein paar dicke Thränen auf den

vollen Bäckchen und doch lachend mit seinem kleinen roten Mund und aus einem Paar wunderbar schwarzer Augen. Das Geschöpfchen mochte drei und ein halbes Jahr alt sein, das ich da anschaute, als sähe ich ein Wunder. Ich habe viele reizende Kinder gesehen; in Spanien kleine Wesen, wie sie Murillo malte, blonde englische Köpfchen, die etwas Überirdisches an sich hatten, und einmal ein Zigeunerkind, das so schön war, daß ich es am liebsten seinen Eltern abgekauft hätte — so etwas Liebliches aber wie hier vor mir hatte ich doch noch nicht erblickt.

„Papa meine Mama haut," sagte es lächelnd, und erschreckt schmiegte es sich im selbigen Augenblick an mich, als da drinnen eine heftige Männerstimme anhub:

„Ich bitte dich nur um Eines, Tosca, reize mich nicht mehr durch Reden auf! Du weißt, ich habe dich wahnsinnig lieb, aber wenn du mich zur Eifersucht aufstachelst, so kenne ich mich nicht mehr! Es ist genug davon gewesen in der letzten Zeit; um des Kindes willen laß ab von deinem Treiben, ich ertrage es nicht —"

Es hatte zuletzt ganz weich geklungen.

Eine Gegenantwort mochte gekommen sein, obgleich ich nichts vernommen hatte, denn jetzt bat der Mann schluchzend: „Tosca, das wirst du nicht thun, du wirst mich nicht verlassen, du kannst es ja nicht!"

Ich stand ziemlich ratlos da. „Geh zu deiner Mutter, Kleine!" bat ich, „du erkältest dich hier, es ist kühl." Ich versuchte die Ärmchen abzustreifen, um mich frei zu machen, da erhob sie ein klägliches Geschrei. Im Augenblick wurde die Thür geöffnet, und die Frau stand vor mir. Das Haar hing ihr wirr um den Kopf, das weiße Gesicht war auf der linken Seite stark gerötet, und der zierliche Spitzenbesatz am Ärmel schien zerrissen.

„Ihre Kleine bringe ich Ihnen, Madame," sagte ich gefaßt, „sie saß an der Treppe und hätte leicht hinabstürzen können."

„Danke sehr, die fällt nicht," erhielt ich zur Antwort, „sie kennt auch unsere Thür." Und indem sie das Kind an sich riß, verschwand sie mit einem kurzen: „Bemühen Sie sich nicht weiter" in der Thür ihrer Stube, die sie krachend hinter sich zuwarf.

Ich entschuldigte mein längeres Ausbleiben unten bei meinem Gastfreund, der still noch auf derselben Stelle im Wirtszimmer meiner harrte; und vom Hausknecht begleitet, traten wir den Rückweg an. Die Herren Studenten unter der Linde waren jetzt nach dem Gartensaal übergesiedelt, denn der Nachtwächter mochte den Gesang draußen, den Bürgern zuliebe, unterbrochen haben. Nur einer stand noch da und starrte zu ein paar erleuchteten Fenstern im Dachgeschoß empor wie verzaubert.

Ich schlief in dieser Nacht wenig; die Nachtigallen hatten es im Garten fast gar zu eifrig mit dem Singen, auch war ich übermüdet von der langen Eisenbahnfahrt der letzten fünf Tage. Ich dachte nach über die beiden Menschenpaare, in deren Leben ich heute einen Einblick gethan hatte; das eine im Frieden und Schutz geordneter Verhältnisse, das andere auf schwankendem Boden, umhergeworfen wie ein Schiff im Sturm, heute hier, morgen dort, und beide unglücklich. Es waren keine Pfingstgedanken, die mich beschäftigten, ich gestehe es offen; das Leben zieht uns oft gewaltsam ab von dem, was wir eigentlich thun sollten: es giebt nichts Widerspenstigeres als Gedanken, sie lassen sich nicht ablenken von dem Gegenstand, den sie just erfaßt haben, und jemehr man ihrer Herr zu werden sucht, desto störrischer sind sie. — Erst gegen Morgen schlief ich ein und verschlief — o Schande! — die Predigt. Ich glaube, es war elf Uhr, als Elisabeth vor

mir stand in ihrem tiefschwarzen Kleide und mich besorgt ansah.

„Warum wecktest du mich nicht?“ fragte ich.

„Sei froh, daß du schlafen kannst, Anna; was versäumst du auch?“

„O, ich habe die Kirche und meine Morgenandacht versäumt, und das in einem Predigerhause!“

Sie antwortete nicht. Wie in unserer Mädchenzeit begann sie mir zu helfen beim Anziehen, und ich ließ es geschehen. Mit derselben leichten Hand kämmte sie mir das Haar aus.

„Ja, Lieschen,“ seufzte ich, „ik hev all grise Haar da mit tüschen. Kind, wir sind ja eigentlich noch jung; was sind dreißig Jahre?“

Sie schüttelte den braunen Kopf. „O, ich bin so alt geworden seitdem, Anna.“

„Ja, du thust so, es ist aber unrecht, Elisabeth.“

„An Jahren nicht, aber hier!“ Sie zeigte auf ihr Herz.

„Min sötes Kind! Bist du denn deinem Mann nicht ein bißchen mehr gut?“

Sie sah mich ängstlich an. „Wir verstehen uns nicht mehr, Anna, er kann mich ja auch nicht mehr verstehen. Aber sprich nicht mehr davon, sprich nicht davon —“

Ich hielt sie fest. „Ja, sprechen wir gerade davon! Wenn du noch einen Funken Freundschaft für mich besitzest, so stehe mir jetzt Rede und Antwort! Weshalb glaubst du, daß ihr euch nicht mehr versteht, Elisabeth?“

„Er hat die Kinder kaum vermißt!“ stieß sie heftig hervor, „er liebte sie nicht, er duldete sie nur; sie störten ihn — —“

„Um Gotteswillen, Elisabeth, wie ungerecht macht dich der Schmerz!“ rief ich entsetzt.

„Nein, Anna, nein, nicht ungerecht; es ist leider die Wahrheit.“

„Elisabeth, bitte, sage, woraus du das schließt.“

Sie zögerte noch ein Weilchen, dann begann sie stockend, mit fast heiserer Stimme: „Die beiden Jüngsten waren den Tag vorher begraben, aber der Junge war noch gesund. Ich hatte ihn in den Garten geschickt, damit er soviel als möglich ins Freie käme, um dem Ansteckungsstoff im Hause zu entgehen. Es war ein ungewöhnlich lebhaftes Kind. Ich stand am Küchenfenster und sah zu, wie er auf dem Rasen umhertollte; es war sonst den Kindern verboten, aber ich dachte heute nicht daran, ich hatte nur die Hände gefaltet und alles war bei mir ein Gebet: ‚Lieber Gott, laß mir den Einzigen, laß ihn mir!‘ — In Hermanns Studierstube, du weißt, sie liegt nach dem Garten, hatte es schon ein paarmal an die Scheiben geklopft — ich glaube, Hermann arbeitete, er konnte arbeiten, er mußte vielleicht — dann rief er hinaus: ‚Johannes, sei still, augenblicklich gehorchst du!‘

„Ich weiß nicht, was dem sonst so folgsamen Kinde einfiel — war es ein unbewußter Abschied von seinem jungen lieblichen Dasein, war es schon Fieber, was hinter der kleinen Stirn raste — er stand einige Sekunden still, um dann auf die Schaukel los zu stürzen und mit einer Heftigkeit zu schaukeln, daß ich vor Angst, er könnte sich mit dem bald hoch in die Luft fliegenden, bald am Boden dahinsausenden Brettchen überschlagen, hinauseilte, um ihn zur Ruhe zu mahnen. Als er mich über den Grasplatz daherlaufen sah, schrie er: ‚Hussa, Mama, jetzt fliege ich in den Himmel, ganz hoch, ganz hoch!‘ — ‚Johannes!‘ rief ich angstvoll, aber da stand Hermann schon hinter mir, griff erst nach den Stricken der Schaukel und dann nach dem Kind. — Ich sehe noch die großen Blauaugen unter dem Pelzmützchen, die sich mit Thränen gefüllt hatten, und die Angst in dem kleinen Gesicht.

„‚Hermann!‘ schrie ich, schlage ihn nicht, schlage ihn heute

nicht!‘ Aber es war zu spät — das gezüchtigte Kind — die Schläge waren nicht einmal stark gewesen — lag plötzlich wie bewußtlos mir in den Armen. Ich war hingekniet mit ihm auf den feuchten Rasen, und endlich sagte es leise: ‚Mama, ich habe so Kopfschmerzen,‘ und dabei griff es nach seinem Hälschen, und dann“ — Elisabeth hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und mir den Rücken zugewandt — „dann ward es krank, und —“

Was sie noch sagte, ging in einem Schrei, so weh und jammernd, unter, daß ich alles verstand, daß ich sie in beide Arme nahm und mit ihr, die wie außer sich an meiner Brust schluchzte, weinte.

„Elisabeth,“ sagte ich endlich, „du weißt, wer sein Kind liebt, der züchtigt es. Er hat ja nur die kleine Unart strafen wollen. Sieh —“

„Das,“ stieß sie hervor, „das hat er mir auch gesagt, aber du weißt nicht, wie das war. Diese Veränderung in dem lieben Gesichtchen, diese großen angstvollen Blicke — was hatte er denn gethan, der kleine Kerl? Wild war er gewesen, wie Knaben es sind. Du kannst es nicht wissen, Anna, wie die Augen der Kinder blicken, wenn ihnen unrecht geschieht, so fragend, so todtraurig. Das letzte auf Erden war ein Schmerz, der ihm angethan ward, weil er gejubelt und gelacht hatte! Ich kann seitdem kein Kind mehr weinen hören, ich bin wie von Sinnen, wenn eins geschlagen wird, und ich habe Hermanns Hand von der kleinen Leiche hinweggestoßen wie außer mir. Ich weiß, ich bin anders wie sonst, aber man hat mich erst dazu gemacht — —“

So schluchzte sie fort, als bräche heute erst der ganze wahnsinnige Schmerz hervor. „Es ist eine Scheidewand zwischen ihm und mir auf ewig!“ schrie sie. „Gott erbarme sich meiner, aber so kann ich nicht weiter leben!“

Ich fand kein Wort des Trostes; sie erwartete es auch nicht. Sie drückte mir die Hand, und mit einem leise geflüsterten „Laß es genug sein!“ verließ sie das Zimmer.

Beim Mittagessen ward kein Wort gesprochen; Elisabeth verschwand nach Tisch in ihr Zimmer, der Pfarrer ging in die Kirche, und auch ich nahm das Gesangbuch und schritt hinüber zum Gotteshause. Ein junger Diakonus predigte vor etlichen Kindern und alten Mütterlein. Alles, was gesunde Füße hatte, war draußen in den Wäldern, um Pfingsten zu feiern. Ich entschloß mich, etwas umher zu schlendern nach dem Gottesdienst, und führte auch meinen Entschluß aus. Es hat für mich immer einen unsäglichen Reiz gehabt, in so kleinen alten Städten auf Entdeckungsreisen auszugehen; zudem litt es mich kaum in dem Hause.

Die Straßen lagen unter der strahlenden Pfingstsonne wie ausgestorben; ich ging so hindurch, ohne nachzudenken: wohin? Hier und da saßen einige alte Leute auf der Bank vor den Häusern und genossen das Fest auf ihre Weise. Einige breitere, hübschere Straßen durchwanderte ich, freute mich über altertümliche Häuser, stand dann sehr erstaunt vor dem stillen, jetzt unbewohnten Fürstenschloß, hinter dem sich weite Gärten auszubreiten schienen, und fragte einen Jungen, ob man im Schloßgarten spazieren gehen dürfe.

„Ei ja, soviel Sie wollen!“ war die freundliche Antwort, der auch noch die Beschreibung des Weges folgte, und so kam ich endlich durch einige ganz enge Gäßchen zu einer prachtvollen Lindenallee, in welcher, wie es mir schien, die ganze Jugend Borndorfs umhertobte, und sah nicht weit von mir die geöffnete Pforte des fürstlichen Gartens, an der die verständige Verordnung auf einer Tafel angebracht war, daß Kinder und Hunde nur in Begleitung Erwachsener eintreten dürfen.

Große, sehr vernachlässigte Rasenplätze breiten sich da aus;

ein kleiner rascher Gebirgsbach durchströmt den Park. Dichte Boskette blühender Gebüsche, in deren Schatten verlockende Ruhesitze sich bieten, und vor allem wundervolle hohe Bäume, die einen köstlichen erfrischenden Schatten spenden, machen diese Schöpfung vergangener Zeit zu einem wahrhaft vornehmen Garten.

Kein Mensch hier. Neben einer der Queralleen stand ein Wegweiser mit der Inschrift: „Zum fürstlichen Hoftheater".

Ich verfolgte diesen Weg, und bergab steigend kam ich zu einem weiten Platz, auf dem ein baufälliges Miniaturtheater stand. Sämtliche Thüren und Fenster waren geöffnet, und ein alter Mann fegte wahre Staubwolken heraus.

Ach, heute abend sollte ja „Faust" gegeben werden!

Ich faßte den Entschluß, hinzugehen, denn solche Wandertruppen haben immer etwas Reizvolles für mich. Elisabeth wird es recht sein, überlegte ich, sie ist ja am liebsten ganz allein.

Ich fragte den Alten, ob er Billette verkaufe.

„Nein," war die Antwort; aber zufällig sei die Frau Direktorin da; wenn ich nur hier gleich an die Thür klopfen wolle. — Ich war nämlich eingetreten in das dumpfe Gebäude und stand einer Thür gegenüber, die nach dem Bühnenraume führen mußte.

Auf mein Pochen kam keine Antwort; ich klinkte die Thür auf und fuhr erschreckt zurück. Der Bühnenraum lag in völliger Dämmerung, nur durch eine offene Luke über den Soffiten zuckte ein einziger blendender Sonnenstrahl. Hier stand die Gesuchte, die Schönheit von gestern abend; ihre lichte Gestalt hob sich grell aus dem Halbdunkel; die schwarzen Augen sprühten aus dem weißen Gesicht zu einem schlank gewachsenen Studenten hinüber, der, vor ihr stehend, mir den Rücken zuwandte. Wie ein feuriges Schwert lag zwischen ihnen der

scharf begrenzte Sonnenstrahl, in dem Millionen Stäubchen tanzten.

Leise und schnell drückte ich die Thür wieder zu und verließ das Haus; ich atmete erst auf, als mich draußen die reine warme Luft umfing. Alles Blut war mir zum Herzen geströmt, als hätte ich da drinnen einen Spuk gesehen und könne mein Grauen nicht bemeistern. Und jetzt — ich stand unwillkürlich still — trat dort ein Herr aus der Allee, das Kind, das ich gestern gesehen hatte, an der Hand führend. Es war zierlich in Weiß gekleidet, und die langen blonden Haare trugen blaue Schleifen.

Ich hatte das Gefühl, als ob ein Unglück im Anzug sei, aber — ums Himmelswillen, was gingen mich jene wildfremden Menschen an und ihr häusliches Leben und Treiben? Diese Ansicht verhinderte mich indessen nicht, mich immer wieder nach dem Kinde umzuschauen. Das hatte ebenfalls sein Köpfchen auf dem Rücken, und als ich ihm eine Kußhand zuwarf, machte es sich von dem Vater los und setzte mir einen reizend ungeschickten kleinen Knix hin, der seine schelmische Lieblichkeit nur noch erhöhte.

Auf großen Umwegen kam ich wieder nach Hause, just zur Abendessenzeit. Elisabeth kam mir im Garten entgegen. „Arme Anna, du langweilst dich gewiß," sagte sie traurig, „wenn ich nur wüßte —"

„Ach, sei doch gut, Lieschen, ich bin auf köstlichen Entdeckungsreisen gewesen."

Wir saßen schweigend im Garten; ich brachte das Gespräch auf unsere Jugend. „Weißt du noch, lüttje Elisabeth, wie du Plattdütsch lerntest?"

Sie nickte. „Ich kann das Gedicht auch noch, Anna,

‚Ik wull, wie weern noch kleen, Jehann,
Do weer de Welt so grot,'"

sagte sie; „ich habe mich einmal damit abgequält, es ins Hochdeutsche zu übersetzen, aber es gelang mir nicht.

‚Mitünner inne Schummerntid
Denn ward mir so to Moth.
Denn löppt mi't langs den Rügg so hitt,
As domals bi den Sot' (Brunnen).

Ach ja, die Kinderzeit, Anna, sie ist heilig wie das Kind selbst."

Sie schwieg, denn ihr Mann kam daher.

Erst heute abend achtete ich auf das Verhältnis der beiden zueinander, erst während des schweigenden Mahles fiel es mir mit Centnerlast aufs Herz: wie nahe und doch wie weit sind sich die beiden! Fast ängstlich mied sie es, ihn anzuschauen, während er ihre Blicke suchte. Sie hatte jede Aufmerksamkeit für ihn, die er, wie es schien, gewöhnt war; sie mischte ihm den Thee, sie strich ihm die Brötchen, sie antwortete auch auf seine Fragen, aber es war fast automatenhaft. Er schüttelte wiederholt stumm seinen Kopf, indem er sich bemühte, mit mir auf irgend eine Weise Unterhaltung zu machen. Es war wie gestern auch, nur auffälliger, nachdem ich Elisabeths Beichte gehört hatte.

Als es halb elf Uhr schlug, fand ich es genug der Marter, die ich ausgestanden, und erhob mich, um Gute Nacht zu sagen. Da kam im Mondenschein, der glänzend weiß auf dem kiesbestreuten Weg lag, die Kathrin dahergelaufen, so rasch, wie ich es ihren alten Füßen nicht mehr zugetraut hätte.

„Herr Pfarrer —" sie konnte die Worte kaum finden, „Herr Pfarrer, Sie möchten rasch in die ‚Forelle' kommen, der eine Schauspieler hat seine Frau erstechen wollen! Ach, Herr Pfarrer, laufen sie doch nur — ehe sie stirbt!"

Eilig schritt er hinweg. Ich saß starr neben Elisabeth da und wußte, als wäre ich dabei gewesen, den Hergang der ganzen Geschichte. Jedes Wort hätte ich dazu nennen können,

jede Einzelheit der That. „Das arme Kind!“ rief ich, der Kleinen gedenkend.

Dann war ich aufgesprungen und wollte dem Hause zueilen.

„Ein Kind, Anna?“ fragte Elisabeth und hielt mich am Arme. „Hat die Frau ein Kind?“

„Ja, ein Mädchen, ein liebes kleines Geschöpf.“

„Und die Mutter stirbt?“ forschte sie atemlos weiter.

„Ich weiß ja nicht, Elisabeth; ich will nachsehen.“

„Warte, ich komme mit Dir —“

Nach ein paar Minuten langten wir vor der „Forelle“ an. Eine Unmenge Menschen stand dort und gaffte zu den Fenstern des Hauses empor, Leute, von der Pfingstfreude angeheitert, mit grünen Zweigen an den Hüten und erhitzten Gesichtern, Mütter, mit kleinen Kindern auf dem Arm, und junge Mädchen in hellen Kleidern, die vom Tanzsaal heruntergelaufen waren. Alle wollten sie das Unglaubliche hören, womöglich auch sehen. „Der Oberpfarrer ist vorhin 'naufgegangen,“ hörten wir sagen, „und der Bürgermeister — die Polizei auch —“

Unter der Linde, zu der wir uns jetzt mühsam durchgekämpft hatten, saß eifrig redend ein ganzer Kreis älterer Männer; aus den Fenstern des großen Tanzsaales, der nach dem Garten zu lag, zogen die wiegenden Klänge eines Walzers in die warme bratwurstdunstige Luft hinaus und übertönten das Klappern der Bierseidel. — Endlich waren wir im Hausflur; nur ein Polizeidiener stand da, der uns den Eintritt verweigern wollte, dann aber, als er Elisabeth erblickte, zur Seite trat.

„Sie ist schon tot, Frau Oberpfarrerin,“ sagt er.

„Wo ist das Kind?“ war Elisabeths Frage.

„Das Kind wird wohl bei den Schauspielerinnen sein auf Nummer sieben; die sind ja alle mit hergelaufen vom Theater.“

„Geschah das Unglück im Theater?“ forschte ich.

„Ja, Madame, mitten auf der Bühne — er hat da, glaube ich, was zu spielen gehabt mit 'nem Messer —."

Elisabeth eilte jetzt die Treppe empor und öffnete, ohne erst anzuklopfen, die Thür von Nummer sieben. Ich werde den Anblick nie vergessen! Ein dünnes Talglicht auf einem Porzellanleuchter erhellte notdürftig das ziemlich große Zimmer, und da saßen und standen wohl sechs bis sieben Frauenspersonen, noch im Theaterkostüm, mit Gesichtern, die unter der Schminke erblichen waren.

Frau Marthe, sie mußte es dem Äußern nach sein, hielt das Kind auf dem Schoß; die andern, die jedenfalls zum Volk gehört hatten, in wunderlich zusammengestoppelten altdeutschen Kostümen, schienen das Schreckliche noch immer nicht glauben zu wollen — ich sah nie so entsetzte Gesichter.

„Ist das die Kleine der verstorbenen Frau?" fragte Elisabeth.

Die alte Person in ihrer Matronenhaube fing statt der Antwort an zu schluchzen. Das Kind, durch die verstörten Gesichter ängstlich geworden, begann leise zu weinen.

„Ist der Mann wirklich der Mörder?" fragte die kleine Frau an meiner Seite, ohne die Augen von dem blonden Geschöpfchen abzuwenden.

„Ja!" lautete die einstimmige Antwort.

„Er gab den Valentin," sagte ein junges Mädchen. „Sie hatten nach dem ersten Akt einen so argen Wortwechsel; er behauptete, sie habe immerfort mit einem Studenten geliebäugelt. Ich sah es ja auch, er saß mit zwei oder drei andern in der Prosceniumsloge. Sie hat's ja immer so gemacht, und der Direktor war so eifersüchtig wie Othello."

„Ja," bestätigte eine andere, „schon vor ein paar Wochen in E., da dachten wir, er schießt sie tot. Nun wird er ins Zuchthaus kommen."

„Wenn nicht Schlimmeres —" schluchzte Martha.

„Ja, der wird hingerichtet —“ klang es förmlich schaurig aus einer Ecke.

Der Aufschrei einer andern machte die schreckliche Prophetin verstummen.

„Nein,“ verteidigte eine dritte, „sie hat ihn soweit gebracht! Meiner Seel', ich will's beschwören — ich —“

„Hat der unglückliche Mann oder die Frau Verwandte?“ unterbrach Elisabeth das Hin- und Herreden.

„Nicht 'ne Katze gehört zu denen.“

„Was wird aus dem Kinde?“ klang abermals Elisabeths Stimme.

„Ja, das wissen wir auch nicht.“

Und jetzt erhob Frau Martha ihre dünne kranke Stimme und wollte der Toten einen Nachruf halten, der uns entsetzte, so schwerer Beschuldigungen voll waren schon die ersten Worte.

„Schweigen Sie,“ sagte Elisabeth ernst, „wir sind allzumal Sünder, steht in der Bibel; vielleicht erinnern Sie sich des Wortes noch aus Ihrer Kinderzeit.“

Sie stand jetzt plötzlich dicht vor der verblüfften Frau und nahm ihr ohne weiteres das Kind aus dem Arm. „Komm!“

„Zu meiner Mama,“ weinte die Kleine und legte doch ihr Ärmchen zutraulich um den Hals und das Gesichtchen mit den schlaftrunkenen Augen an die Wange meiner Elisabeth.

„Ja, zu deiner Mutter,“ tröstete sie. Als sie sich zur Thür wandte, trat der Pfarrer ein. Er sah seine Frau an wie eine Erscheinung.

„Elisabeth,“ sagte er stockend.

„Ich behalte es,“ klang es leise und fest.

„Komm heraus mit ihm, der Vater will Abschied nehmen —“

Die Thür fiel hinter uns zu. Da stand auf dem Flur, umgeben von zwei Polizisten und dem Gendarm, ein großer

schlanker, noch junger Mann, dem die Haare an der feuchten Stirn klebten, mit totenbleichen Zügen.

„Ängstigen Sie sich nicht um das Kind," sprach Elisabeth mild, „ich will es getreulich pflegen, wenn Sie es mir lassen wollen."

Die Augen des Mannes hefteten sich auf die sanften Züge der Frau, als forschten sie, wem er seinen einzigen Schatz auf dieser Welt jetzt anvertrauen sollte.

„Es ist die Frau Oberpfarrerin, Sie können froh sein!" flüsterte ein Polizist ihm mitleidig zu.

Da flog es wie ein erlösender Schein über das starre Gesicht. Er riß das weinende Kind in seine Arme und küßte es, als wollte er es ersticken, und als er es Elisabeth wiedergab, sagte er kaum verständlich: „Gesegne es Ihnen Gott, daß Sie Erbarmen haben mit dem Kinde eines Mörders und einer Ehrlosen!"

Es war, als rüttelten diese Worte mich wieder wach, denn bis jetzt hatte ich das alles mit angesehen wie im Traume. — „Elisabeth!" sagte ich.

Es war still geworden; die Schritte des Gefangenen und seiner Wächter verhallten; nur sie, der Pfarrer und ich standen noch auf dem Flur. Sie antwortete nicht, sie band sich ein Tuch ab und hüllte das Kind hinein, das schon im Nachtkleidchen war; ihr Mann sah regungslos zu.

„Nun kommt!" bat sie.

Wir gingen hinunter. Die Menge war hinter dem Armen dreingelaufen, der nach dem Rathause geführt wurde; unsere Straße lag still und menschenleer.

Was mochte in dem Herzen des Mannes vorgehen, der da neben mir schritt? Elisabeth war voraus; so leichtfüßig ging sie durch den klaren Mondenschein, als trüge sie keine Bürde. Wir langten vor dem Hause an; er trat hinzu und

öffnete seiner Frau die Thür. „In Gottes Namen denn!“ hörte ich ihn sagen.

Ich schritt der breiten Treppe zu, um in mein Zimmer zu gelangen. Unten hatte ich nichts mehr zu thun; ich sah nur noch, wie der Pfarrer die Gestalt Elisabeths umfaßte und sie über die Stubenschwelle geleitete, denn es war, als wankte sie jetzt unter ihrer Last. Was mochte sie hineintragen in dies stille Haus mit diesem Kinde — an Leidenschaft und Sünde? Mich schüttelte ein Grausen, als ich das Wort wiederholte: „Das Kind eines Mörders und einer Ehrlosen!“ — Dachten sie denn gar nicht daran, daß es einen Gott giebt, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern?

Ich konnte nicht schlafen; ich öffnete das Fenster und schaute in den Garten; die Nachtigallen sangen, der Mond schien so leuchtend hell, jedes Blättlein versilbernd. Er schien auch wohl in die Kerkerzelle des Mannes, welcher die Frau so unsäglich geliebt, der er den Tod gegeben hatte, und in die Fenster unter den meinigen, wo Elisabeth dem Kinde ein Lager neben dem ihrigen bereitete. Es war noch immer leises Kommen und Gehen dort unten, ich hörte es bis herauf.

Dann ward es stiller, und nun vernahm ich leise und doch deutlich die weiche Stimme Elisabeths: „Hermann, ich danke dir!“

Dann antwortete er laut und bewegt: „Ja, Elisabeth, laß wieder Frieden werden zwischen uns, es ist die höchste Zeit. Dein Kind — unseres — den lieben Jungen, den strafte ich nicht aus Unduldsamkeit oder aus Ärger wegen seines Ungehorsams. Ich hatte Angst, die furchtbarste Angst, daß er sich bei seinem Umhertoben erkälten könnte; du —“

Sie weinte jetzt ganz laut, und er schloß das Fenster. Auch ich machte das meinige zu.

So etwas vermag auch nur Elisabeth, dachte ich und sperrte

das Mondlicht ab durch die dichten Vorhänge. Weich und trübe war es mir zu Sinne. Ich hätte den Mut nicht gehabt. — Welche Fülle von Seelenstärke, welche Selbstlosigkeit und Liebe, welch Gottvertrauen gehört dazu, dieses Kind ans Herz zu nehmen! —

Am andern Morgen sagte ich meine Ansicht klar und offen dem Pfarrer, als wir — es hatte früh gewittert und eine wundervolle kühle Luft wehte — im Garten auf- und abgingen. Ich sah an seinem blassen Gesichte, daß auch er gesorgt und gewacht hatte in dieser Nacht.

„Liebe Frau Anna," erwiderte er, als ich ihm bemerkte, daß ich an die Erblichkeit der Charakterfehler und Eigenschaften überhaupt glaube, „wir können nichts weiter thun als unsere Schuldigkeit, und das werden wir mit allen Kräften an dem Kinde thun. Das andere liegt in Gottes Hand. — Elisabeth kam heute früh mit verweinten Augen vom Kirchhofe zurück; ihr Schmerz ist milder geworden, sie lebt wieder, sie ist wieder die alte mir gegenüber. Ich danke es diesem kleinen Fremdling; Gott segne ihn!"

Ich drückte ihm die Hand, „und segne Sie beide," setzte ich hinzu.

Einige Tage später reiste ich ab. Meine Extrapost rasselte vor das stille Pfarrhaus, und als ich mich noch einmal an der Straßenecke zurückwandte, sah ich Elisabeths feine Gestalt auf der Sandsteintreppe vor der Hausthür stehen, das Kind auf dem Arm, und sie winkten und nickten.

„Sie ist besser als du," sagte ich einmal wieder wie schon so oft.

Seitdem hatte ich nur Gutes gehört und gesehen von den drei Menschen im Vorndorfer Pfarrhause. Ein überaus liebliches Kind war die Kleine geworden, nicht gerade ein Muster von Artigkeit, wie mir Elisabeth schrieb oder sagte, aber auch

durchaus keine Absonderlichkeiten aufweisend in ihrem Charakter. Sie hing mit aller Innigkeit an den Pflegeeltern, die sie nur als ihre eigenen kannte. Von dem Vater hatte man nur einmal in der Zeitung gelesen, daß er bei einer allgemeinen Amnestie aus dem Gefängnis entlassen worden sei, das war aber schon Jahre her. Er hatte sich nicht bekümmert um sein Kind; vielleicht hatte er erfahren, daß es wohl aufgehoben war, und mochte gedacht haben, daß er mit seinem verlornen Dasein den Frieden ihres Lebens nicht trüben dürfe, kurz — er war einer richtigen Adoption nicht in den Weg getreten und Martha Steinkopf längst das rechtmäßige Kind der Pflegeeltern geworden.

Ich hatte, wie gesagt, den heranwachsenden, wirklich allerliebsten Backfisch in dem kleinen Nordseebade gesehen, hatte mich an der Schönheit und dem lieblichen Wesen des Mädchens erfreut und sie nach Tantenart gründlich verwöhnt, was Elisabeth in ihrer stillen Weise wirklich kunstvoll abzuschwächen verstand. Sie war sehr fromm damals, die Kleine; über ihrem Bettchen hing ein Christusbild und abends pflegte sie in dem langen weißen Nachtkleide vor dem Lager hinzuknien und laut zu beten.

„Elisabeth," sagte ich einmal, als wir den Strand entlang gingen zur Ebbezeit und Martha und ihr Vater eifrig Muscheln suchend uns weit voraus waren, „wenn sie noch ein bißchen größer ist, ganz utwussen, dann borg mi dat oll Gör mal en beten."

Elisabeth sah mich an. „Nein, lieb' Annche," erwiderte sie fest, „das paßt für das Kind nicht."

„Warum denn nicht?"

„Nein, denn was du willst, du altes liebes Weltkind, das weiß ich: du willst mit ihrer jungen Schönheit Staat machen. Da gehst du nach Berlin mit ihr und nimmst sie auf Bälle

mit oder gar auf weite Reisen, und überall wird ihr was in den Kopf gesetzt. Nein, Anna, noch ist sie nicht fest in sich, noch lasse ich sie nicht aus den Händen, es wäre gewissenlos."

„Du kannst sie doch nicht einsperren, Elisabeth?"

„Sicher nicht! Thun wir denn das? Sie hat vollauf der Freuden in ihrem Leben. Sieht sie aus, als ob sie entbehrte? Sei nicht böse, Anna, du ahnst nicht, welch ein Angstkind sie mir immer war!"

„Also doch! — Sei gut, Elisabeth, ich will dir das Kind nicht verderben," sagte ich gerührt.

„Versteh mich nicht falsch, Anna; mein eignes Kind, ich hätte es dir auf Jahre gegeben; aber dieses — nein, dieses nicht!"

Dann schrieben wir uns noch oft, bis vor anderthalb Jahren; seitdem bekam ich keinerlei Antwort, und — — —

Ich fahre plötzlich empor aus meinen Erinnerungen und bin wieder in der Gegenwart. Es ist dunkel geworden, noch immer rauscht der Regen auf den Lindenblättern und dem Pflaster. Lieber Gott, was mag aus diesem Kinde geworden sein indes!

Eben will ich nach Licht klingeln, da klopft es schüchtern, und als ich „Herein" rufe, kommt etwas ganz langsam über die Schwelle, langsam und hustend, und gegen den hellen Hintergrund erkenne ich, daß es ein altes Weiblein ist im Umschlagtuch und weißer Haube.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Madame, ich bin die ‚oll Kathrin' aus der Pfarre, wie Sie immer zu mir sagten."

„Ei, Kathrin," rufe ich, „das ist freundlich von Ihnen!" Und während ich die Alte zu einem Stuhl geleite und nach Licht klingele, frage ich: Woher wissen Sie denn, Kathrin, daß ich hier bin?"

„Das will ich wohl nachher sagen, Madame, muß mich nur erst ein bißchen verpusten.“ Und sie hustet wieder und holt tief und rasch Atem.

„Sind Sie denn noch in der Pfarre, oll Kathrin?“

„Ach, Gott bewahre mich! Was sollten sie denn noch mit mir altem Kröpel? Nein, Madame, seit einem Jahre bin ich in dem Altweiberspittel, drunten an der Weißgasse, da, Madame, wissen Sie, wo der Totenkopf über der Thür ist. Die Herrschaft hat mir da eine Stelle verschafft.“

Das Mädchen bringt jetzt Licht und sieht ganz verwundert die Alte an.

„Da hab' ich's ja nun gut und kann geruhig leben,“ fährt sie fort, „wenn man nur den Kummer nicht hätte auf die letzten paar Jahre.“ Das runzelvolle Gesicht von „oll“ Kathrin drückt jetzt, wo ich sehen kann, eine ehrliche Bekümmernis aus. Sie hat mich scharf ins Auge gefaßt. „Ja, so wie Sie, Madame, sieht sie nicht mehr aus — ganze weiße Haare, und die Augen sind so groß geworden — lieber Gott!“

Ich ziehe mir einen Stuhl herüber zu dem Platz, wo die Alte sitzt, und bitte: „Nun erzählen Sie mir alles, Kathrin.“

„Ja, ich will's versuchen, und wenn ich so'n bißchen vom Weg komme, dann helfen Sie mir wieder drauf, Madame, und wenn ich husten muß, nehmen Sie's nicht übel.“

„Ei bewahre, Kathrin.“

„Sie wissen ja, wie's geschah, daß das Kind in unser Haus gekommen ist. — Ich hab' damals die Hände überm Kopf zusammengeschlagen, aber die Herrschaft hat's besser gewußt, die haben gedacht, mit ihrer Liebe und Güte und mit ihrem Gebet ziehen sie aus dem wilden Pflänzlein eine schöne Blume. — Ach, Madame, war das ein feines Kind vom Äußern, und auch so in seinem Wesen; als wenn sie von Königs abstammen thät, so stand sie unter den andern Kindern,

mit denen sie spielte, und es waren da welche drunter vom Bürgermeister und vom Oberförster und von all denen, die vornehm sind. Und gut ist sie gewesen und schmeicheln hat sie können! ‚Mein herzliebe Kathrin‘ hat's immer geheißen, wenn sie in der Küche ihr Puppentellerchen voll Milch gewollt hat, oder ein paar Rosinen zum Kochenspielen. Und dann die Klugheit! Was man ihr vorgesagt hat, konnte sie auswendig, aber gleich, und das hat sie denn so hersagen können, so schön, wissen Sie, so mit Handbewegungen. Der Herr Pfarrer hätt's nicht schöner machen können auf der Kanzel. Nücken und Tücken hat sie auch gehabt, dann hat's aber Strafe gegeben. Ja, die Frau Pfarrerin ist streng gewesen, obgleich's ihr schwer wurde, man hat's ihr allemal angesehen. Dem Herrn Oberpfarrer aber, dem war sie ans Herz gewachsen wie ein eigen Kind.

„Wie sie eingesegnet worden ist, da haben alle Leute in der Kirche nur nach ihr geschaut; wunderschön hat sie ausgesehen in dem einfachen schwarzen Kleidchen und mit dem goldnen Kreuzchen auf der Brust, gerad so golden wie ihr Haar. Und wie sie da nachher aus der Kirche trat neben der Frau Oberpfarrerin, da hat's allenthalben hinter ihr her gewispert, wie schön sie wär', und der junge Herr Landrat hat den Kneifer ins Auge gethan und sich den Bart gestrichen und hat gesagt: ‚Prachtvoll!‘ Ich war schon draußen, hab alles gehört und gesehen, der Frau ihr unwilliges Gesicht und dem Kind sein Erröten und sein Augenaufschlagen, und da war gerad zum allererstenmal in den schwarzen Augen etwas, das ich noch nicht bemerkt darin hatte, so — ja ich kann's nicht ausdrücken, so eine Art Freude, die mir nicht hat passen wollen zu dem Tage und der Stunde. Und wie ich abends hinaufkam, um in ihrem Stübchen nachzuschauen, ob alles in Ordnung ist, da steht sie vor dem Spiegel und beschaut sich

und lächelt sich an. — ‚Herr, du mein!‘ rief ich, ‚Martha, was hast du zu gaffen? S' ist wirklich nichts Absonderliches an deinem Gesicht, die Nase verlänge und der Mund verquer.‘ Da hat sie gelacht und ist rot geworden. Ich hab's aber wohl gemerkt, daß da ein Funke in den Zunder geflogen war, der ganz heimlich weiter geglimmt hat, bis sie in vollen Flammen stand.

„Es ist ja nichts Böses, Madame, es ist sogar natürlich, daß ein junges Mädchen sich seiner Lieblichkeit freut; aber bei ihr war's etwas andres. Die Lust am Beifall der Menschen, die hat sie schon als kleines Kind gehabt; damals war sie glückselig, wenn sie als ‚sehr artig‘ gepriesen wurde, nun kam aber ihre Schönheit ins Spiel. — Um die Zeit, da bin ich gerad so ein bißchen elendig geworden und die Herrschaft hat mir zur Stütze ein junges Dienstmädchen angenommen, und unser Kind hat sollen mit der die Wirtschaft führen; mir haben sie gesagt, ich solle mich ausruhen, ein bißchen spinnen und Sommers in der Sonne sitzen und mich wärmen. — Die Ernestine, die hat noch wenig verstanden, aber lustig ist sie alleweile gewesen und singen konnte sie bei ihrer Arbeit, als wenn die ganze Pfarre ihr allein gehören thät. Allerlei Lieder hat sie gewußt, die man auch gekannt hat in seiner Jugend, und weil's das Fräulein gern hörte, hat sie immerfort in der Küche gesteckt.

„Die Frau Pfarrerin hat nichts darüber gesagt, wenn unser Kind im Garten beim Nähen, oder in der Stube drinnen die Lieder nachsummte; sie hat sich nur immer gefreut über sie. Es war ja auch nichts Unrechtes, Madame; es war nur, daß die Ernestine gar so viel schwatzen durfte mit unsrem Kind, das von der Welt noch nichts wußte und verstand. — Der Frau Pfarrerin ihr Bruder hat das Kind gern gehabt, hat es auch wollen heiraten, aber da hatten die Eltern gemeint,

es sei noch zu jung, und er solle noch warten. Hätten sie nur das nicht gethan! Mit achtzehn Jahren heiratet doch manche! — Liebe Zeit, Madame, still ist's ja bei uns immer gewesen im Hause; wenn mal eine Gesellschaft war, so hat ein junges Mädchen nicht viel Freude daran gehabt. Lauter ältere Herrschaften, die haben klug geredet und gesprochen, und die Jugend will doch ein wenig Thorheit und Lustbarkeit. Die roten Bäckchen von dem Kind, die sind allmählich blasser geworden, und wenn sie am Fenster saß, dann hat sie mit ganz großen sehnsüchtigen Augen hinausgeschaut, und ein paarmal habe ich sie sommerabends getroffen, an der Gartenmauer stehend und auf die Dächer hinunterschauend, und die kleinen Füße haben den Takt getrippelt zu dem Tanz, den sie da unten aufspielten, und ihre Augen haben voll Wasser gestanden.

„‚Kathrin,' fragte sie mich einmal, ‚hast du in deiner Jugend getanzt?' — Na, lügen mag ich nicht; ich hab' getanzt und, es ist wahr — schön ist's gewesen, besonders wenn man mit einem tanzt, dem man gut ist. Ich hab' aber gesagt: ‚Ja, Kindchen, 's bringt aber nichts ein als lahme Füße und Herzeleid!' und bin rasch davongegangen. — Manchmal hab' ich zwar gedacht, es ist doch keine Sünde, das Tanzen! Sie hätten's ihr gönnen sollen; aber davon war keine Rede.

„Ich neckte sie einmal mit dem Bruder der Frau Pfarrerin, da ward sie aber arg böse und sagte, der sei wie Mehlsuppe, so einen könne sie nicht leiden! Wahr ist's, ich hätte ihn auch nicht gemocht, so einen Sanften, Immersüßen; aber ein guter Mann ist er doch.

Nun ist's gerad anderthalb Jahr, da kommt eines Morgens der Postbote und bringt ein Schreiben mit großem Siegel, und darauf tritt die Frau Pfarrerin in die Küche und sagt zu dem Kinde: ‚Der Vater und ich müssen verreisen auf ein paar

Tage, 's ist wegen einer Familienangelegenheit; du wirst haushalten müssen, mein Marthchen, ich kann mich ja auf dich verlassen. Was?' Hat das Kind da gebeten: ‚Mutter lieb, nimm mich mit, ach nimm mich mit, es ist so schön in der Welt da draußen, und ich möchte den Rhein so gern sehen, ach so lebensgern sehen!' Und sie ist der Frau um den Hals gefallen und hat sie gestreichelt und geküßt; ‚nimm mich mit, ach bitte, bitte!' — Hat aber nichts genutzt. Es war gerad im September, das Obst reifte und die Frau Pfarrerin hatte gesagt, das müsse alles gut besorgt werden und das Kind solle brav und lieb sein. Es sei eine Geschäftsreise wegen des Testaments eines verstorbenen Onkels. Sie, die Martha, würde schon mal hinausfliegen in die Welt, vielleicht im nächsten Sommer.

„Na, kurz und gut, sie sind allein abgefahren, und das Kind hat ein paar Stunden geweint, dann hat es geträllert; bei ihr war Lachen und Weinen in einem Sack. — Ich sollte nun aufpassen auf das Haus und gut Obacht geben auf die beiden jungen Menschenkinder. Ja, liebe Zeit, Madame, da kommt mir ein Hexenschuß, daß ich krumm und lahm zu Bette liege. Das Kind hat mich gepflegt, gut war es, sehr gut; an die drei Tage hat sie sich kaum von meinem Bette gerührt, hat mir vorgelesen und die Kissen aufgeschüttelt und mich lachen gemacht trotz meiner Schmerzen. Eines Nachmittags kommt sie in meine Stube und bringt mir Kaffee; sie sah aus wie eine Rose, ich meine, das ist vom Herdfeuer — sie kochte gerade Essigpflaumen ein — aber das war's nicht, denn sie rief schon von weitem: ‚Kathrin, heut abend mußt du aber doch mal allein bleiben, ich gehe aus.' ‚Bist du bei Schmidts eingeladen?' frage ich; denn die Frau Pfarrerin hat die junge Frau Diakonus gebeten, sich um das Kind zu bekümmern. ‚Ja, freilich, Marthachen, da geh nur; die Ernestine kann mir

doch wohl auch mal die Suppe kochen.' — Da setzt sie sich an mein Bette und sagt: ,Nein, alte Kathrin, zu Schmidts gehe ich nicht — wenn du das wüßtest — wohin? rat' mal!' — Ich rate dann die ganze Stadt durch, aber sie schüttelt nur immer den Kopf, und je mehr ich ins Raten komme, desto mehr lacht sie und endlich sagt sie: ,Laß nur, du triffst's doch nicht; ich soll mit Mila Krafft ins Theater gehen; vorhin hat Frau Krafft das Mädchen geschickt. Sie ist unwohl und kann ihr Billet nicht benutzen, da wollt' sie es mir nun gönnen, weil ich so allein bin.'

„Ich denke, ich höre nicht recht! — Sie kennen Kraffts wohl nicht, Madame? Na, das schöne Haus an der Marktecke haben sie und Geld wie Heu und alles scherwenzt hier um sie. Die Mila war noch aus der Schule her mit unserm Kind bekannt, aber die Frau Pfarrerin hat sie nicht recht gut leiden können, so ein gefallsüchtiges keckes Ding ist's gewesen; ganz abweisen können hat sie den Umgang aber auch nicht, und die Martha ist immer ab und zu mal zum Thee hingegangen. ,Was!' rief ich, ,mit Kraffts Mila willst du ins Theater? Nein, mein Goldkind, mein Püppchen, das erlaube ich nicht!' — Sie sah mich ganz starr an. ,Sei doch nicht häßlich — Kathrin, es wird so ein schönes Stück gegeben, Krawall und Liebe —' ,Na, das wäre das Richtige,' ereifere ich mich, ,Krawall und Liebe, das mag was Sauberes sein; daraus wird nichts!' Aber sie hörte mich gar nicht, sie lachte, daß ihr die Thränen aus den Augen liefen, und kniete sich vor mein Bette und schluchzte vor Lachen in die Kissen. ,Kathrin, ach Kathrin,' schreit sie, ,wie kann man nur so was verstehen!' Und endlich, als sie sich beruhigt hat, sagt sie: ,Du kennst doch den weißen Gipskopf in Vaters Stube auf dem Bücherspind, der, dem du die Nasenspitze abgestoßen hast mit dem Besen, die ich so schön wieder angekittet habe?' — ,Ja, Kind,

was soll denn der arme Heilige dabei?‘ — ‚Aber‘ — und ihr tolles Lachen fängt wieder an — ‚das ist ja Friedrich ‚Schiller, der das Stück geschrieben hat.‘ ‚Nun?‘ frage ich, ist's wahr, Kind?‘ — ‚Ganz gewiß, Kathrin,‘ und ihre Augen blicken ganz ernst. ‚Und nicht wahr,‘ schmeichelt sie, ‚da kann's nichts Schlimmes sein, Kathrin!‘

„Na freilich, wenn unser Herr Pfarrer so einen in seine Stube stellt — was konnte ich dagegen thun? Und ich denke, das ist gewiß so'n Theaterstück von Luther und seiner Käthe, drin lauter liebe Engelein mit vorkommen, und sage: ‚Ja, wenn ich nur wüßte, ob —‘ Aber da wirft sie mir schon die Arme um den Hals und küßt mich auf mein altes Gesicht, so herzlich und oft, daß ich denke, sie thut gerad so feurig, als hätte sie ihren Liebsten zu herzen. Und dann läuft sie davon und kommt erst wieder, als schon die Lampe brennt, hat ihr bestes dunkelblaues Kaschmirkleidchen an und sieht aus wie eine Centifolie so schön.

„‚Kind, dein bestes Kleid!‘ — ‚Ja, Mila sagt, wir sitzen in der Loge, und außerdem ist doch der Fürst zur Jagd da und kommt mit seinen Herren ins Theater,‘ entschuldigt sie sich.

„Hab gar nicht gewußt, daß unser gnädiger Fürst so fromme Stücke gern sieht — denke ich — ‚Ade, Kathrin,‘ sagt das Kind, und an der Thür wendet sie sich nochmal, und unter der weißen Kapuze mit Pelzbesatz blitzen die großen schwarzen Augen so recht schalkhaft zu mir herüber. ‚Kathrin,‘ ruft sie, ‚ich werde den Hofmarschall von Kalb von dir grüßen!‘ ‚Wen?‘ frage ich, aber sie ist schon fort.

„Da aber fängt's mich an zu reuen, und so eine unbestimmte Angst überkommt mich. Sehen Sie, Madame, es giebt Ahnungen — lachen Sie mich nur nicht aus! — an dem Abend habe ich gefühlt, daß dem Kind was zustößt, und drunten in des Herrn Pfarrers Stube ist das Bild von

der Frau Pfarrerin, wie sie als Braut war, von der Wand gefallen, und in dem Glase ist ein Sprung gewesen. Freilich, es kam auch alles bald genug! — So gegen elf Uhr erst ist die Martha aus dem Theater gekommen; sie hat so recht still in ihr Stübchen hinaufschleichen wollen, ich habe aber gerufen, bis sie hereingekommen ist.

„‚Wo bist du denn so lange geblieben, Kind?‘ fragte ich, sie hat aber nicht geantwortet und ausgeschaut zum Erbarmen. — ‚So sprich nur, Kind; ist dir denn etwas Böses passiert, war's denn nicht hübsch?‘

„‚Nicht hübsch? Wundervoll ist's gewesen.‘

„‚Hast du geweint, mein Täubchen?‘

„‚Ach so sehr, Kathrin.‘

„‚Um das Gespiele? Liebe Zeit, Kind, das ist doch aber nur Gethue!‘

„Sie sieht mich ganz verächtlich an, dann ist sie gegangen mit einem kurzen: ‚Schlaf' wohl!‘ Sie war gar nicht wie sonst. In der Nacht aber, so gegen den ersten Morgenschimmer, weckt mich das leise Knarren meiner Thür, und sie kommt in Nachtkleidern an mein Bett und sagt: ‚Ich muß dich doch was fragen, Kathrin, ich kann nimmer schlafen, ehe ich's nicht weiß.‘

„‚Meine Güte, was machst du für Geschichten!‘ rufe ich, ‚du willst dich gewiß erkälten! Erst thue dir ein Tuch um.‘

„‚Es ist nur ganz kurz, Kathrin; ich will nur wissen, ob es wahr ist, das mein richtiger Vater ein —‘ sie stockt — ‚ein,‘ wiederholt sie nochmals und es will ihr nicht aus der Kehle — ‚daß er meine Mutter erstochen hat?‘

„Und das klingt so, als ob einer spricht, der just mit dem Sterben zu thun hat.

„‚Mein Jesus, wer hat dir so etwas gesagt?‘ schreie ich auf.

„‚Ist's denn wahr? Ich will wissen, ob es wahr ist! Daß

ich ein angenommenes Kind bin, das weiß ich, das haben sie mir schon in der Schule erzählt. Aber —‘

„‚Ich weiß es nicht!‘ lüge ich in voller Angst, ‚frag’ die Eltern, wenn sie wiederkommen. Es ist eine Schande, dir so etwas zu sagen; wer hat das gethan?‘

„‚Eine von den Schauspielerinnen, welche die alte Millern gab,‘ antwortet sie mit sonderbarer Stimme.

„‚Wie kamst du zu den Schauspielerinnen?‘

„‚Die Alte hatte mich von der Bühne her schon immer angesehen; ich saß mit Mila und ihrem Vater in der Proсceniums-Loge, und im dritten Akt, wie ich so recht hinsehe und Herzklopfen habe vor Angst, was wohl mit dem armen Liebespaar wird, da klinkt hinter mir die Logenthür und eine Stimme ruft leise meinen Namen. Ich stehe vorsichtig auf, um nicht zu stören, weil ich denke, die Ernestine ist’s, die mir sagen will, daß du kränker geworden bist, oder daß die Eltern gekommen sind — da steht draußen auf dem Gange leibhaftig die alte Millern und sagt, sie müsse mich nach der Vorstellung auf einen Augenblick sprechen, sie wisse, daß ich das Pflegekind sei von dem Pfarrer und sie könnte mir etwas sagen von meiner Mutter; ich sähe ja aus, als sei ich ihr aus dem Gesichte geschnitten. Und da — da haben wir verabredet, Kathrin, daß sie an der Kirche drüben warten soll. Mila und ihr Vater haben mich nach Hause begleitet, und dann habe ich gethan, als ob ich ihnen noch nachschauen wollt’, und bin ganz fix der alten Millern entgegengelaufen, die im Kirchenportal wartete. Sie meinte aber, ich sollte auf eine Stunde mitkommen in ihre Wohnung, und weil ich doch so gern — ach so furchtbar gern von meiner wirklichen Mutter was wissen wollte — da — schilt mich nicht, Kathrin! — da ging ich mit.‘

„Ich schelten, Madame! Ich fand ja gar keine Worte vor Schrecken.

„‚Die alte Millern,‘ erzählte das Kind weiter, ‚war noch gar nicht so alt, als sie die Schminke abgewaschen hatte. Sie wohnt da beim Kaufmann Meyer an der Ecke, ganz oben; sie hat mich in die Arme genommen und immerfort geküßt und geweint und erzählt, sie sei damals dabei gewesen, als mein Vater — — ach, Kathrin — und eigentlich hatte sie mich zu sich nehmen wollen, denn sie sei Mamas beste Freundin gewesen, aber sie habe nur das Bedenken gehabt, was sie als junges Mädchen mit mir habe machen sollen.‘

„Und auf einmal fühle ich, wie sich das Kind vor meinem Bette niederwirft und bitterlich, so mit wahrer Inbrunst zu schluchzen anfängt, wie sie gestern gelacht hatte. Und dazu ich alter Kröpel, der sich nicht rühren kann, und dem die Angst bis an die Kehle sitzt!

„‚Kathrin, ist's denn wahr, ist's denn wahr?‘

„Ja, was sollt' ich sagen, Madame? Schweigen ist ja auch eine Antwort. Und wie sie's verstand, da hat auch sie stillgeschwiegen mit ihrem Jammern. Es war so gerad die erste fahle Dämmerung des Morgens heraufgekommen und ich habe gesagt: ‚Geh' zu Bette, mein Kind, morgen spreche ich mit dir und dann wirst du ruhiger; und in das Theater sollst du auch nicht wieder, und wenn die alte Millern sich hierher wagt, dann fliegt sie hinaus, daß sie Schuh und Pantoffeln verliert.‘

„Sie ist auch aufgestanden und der Thür zugewankt, ohne ein Wort weiter zu sprechen. Aber hingelegt hat sie sich nicht; sie ist da immer auf- und abgegangen in ihrem Stübchen. Gott sei Dank! habe ich gedacht, daß übermorgen die Herrschaft wiederkommt. Ich will doch heute morgen noch die Ernestine zur Frau Diakonus schicken, sie soll das Kind hinüber bitten, das arme Kind! — Wenn der Herr Pfarrer wüßte, daß sie in der Stube einer ‚Millern‘ gesessen hat —!

„Ja, wie der andre Tag anbricht und der liebe Herrgott

den Schaden besieht, kommt ein Brief von der Frau Pfarrerin: ihr Mann ist krank geworden in Bonn, und sie muß dableiben, um das Gesundwerden abzuwarten, denn sie kann ihn nicht verlassen; Martha solle nur ja recht fleißig schreiben, ob sie wohl ist, und der kranke Vater habe so große Sehnsucht nach seinem Liebling. — Martha sieht so merkwürdig aus, als sie den Brief vorgelesen hat, daß ich mich wundere; so gar nicht, als ob es ihr leid thut. Sie hat da mit den Schwarzaugen wie träumend durch das Fenster geschaut, dem sie gegenüber saß, und nichts geredet.

„Madame, es war ja so leicht für das Kind, mich zu betrügen; ich lag hilflos im Bette, und die Ernestine, dieser Durchgänger, für die war's ja nur so recht nach dem Gusto, das Kind noch zu bestärken in dem, was es that, vielleicht thun mußte. Sehen Sie, Madame, ich habe zwar seit meinem achtzehnten Jahre in Pfarrhäusern gedient, aber das habe ich doch trotz allem Predigen immer gesagt, der Mensch thut, was er muß, aber nicht, was er will; der eine wird regiert von einem Engel, wie die Frau Pfarrerin, und der andre, den hetzt der Leibhaftige. Und die, bei denen schon Vater und Mutter und Großeltern und Elterneltern immer nur was mit Engeln zu thun gehabt haben, denen wird's nicht schwer, eben hübsch in der Mitte weiter zu gehen; aber so ein Kind wie unsres, wo alle Sünden schon zur Kindtaufe eingeladen sind, das hätte müssen Riesenkräfte haben, um auf dem Mittelweg zu bleiben; und sie war ein schwaches junges Menschenkind. Ja, ja, Madame, so sag' ich, denn Art läßt nicht von Art."

„Aber, Kathrin!" unterbrach ich ihre Philosophie.

„So ist's! Und kurz und gut, Madame, der Leibhaftige hat ihr den Strick um den Hals geworfen, wie ich vorhin sagte, und das Schauspielerblut in ihr, das ist rebellisch geworden. Sie ist heimlich alle Abend in das Theater gerannt,

die Billets hat sie von der alten Millern — sie hieß eigentlich Fräulein Fuchs — bekommen, und wie wir dann nachher gehört haben, ist sie nicht im Zuschauerraum gewesen, sondern immer hinter die Coulissen geschlüpft. Ich habe recht oft gehört, wie sie am Tage so vor sich hinflüsterte, und einmal habe ich sie ganz laut etwas sprechen hören unter meinem Fenster, als sie Birnen auflesen sollte, und habe mich ein wenig hochgerappelt im Bette und sehe sie da stehen unter dem Baume mit ausgebreiteten Armen; die schönen Bergamotten sind ihr aus dem Schürzchen gefallen, und ganz laut ruft sie: ‚Ich bin gefangen, ich bin in Banden!‘ und dann noch so Ähnliches von einem Fischer und einem Nachen, der sie hätte retten können. — Ich hab' wirklich gemeint, sie sei übergeschnappt. Wär' ich nur nicht so elendig gewesen, ich hätt's doch wenigstens hinhalten können, bis die Eltern kamen — aber so —.

„Einmal hat's im ganzen Hause gerochen, wie wenn's Festtag wär'; das Kind hat mir auch Waffeln gebracht zum Kaffee und hat gemeint, es sei doch gewiß nicht schlimm, sie habe gerade solchen Appetit darauf gehabt. Eine Stunde später ist's mir gewesen wie Tassenklappern und Sprechen im Hause, aber Ernestine hat ganz frech gesagt, es seien nur ein paar Freundinnen vom Fräulein da. Ich mußte es glauben. — Zum Unglück ist zu der Zeit auch noch der Klapperstorch zu Diakonussens aufs Dach geflogen und die haben sich nicht um Martha mehr bekümmern können; so ist denn alles ganz kommod und ohne Störung vor sich gegangen. — Ich freue mich noch eines Tages, als ich das Wochenblatt lese, daß die Schauspieler sich mit einem Gedicht verabschieden, und denke, na, das eine Mal wird's ja nichts geschadet haben, und es ist gut, daß die alte freche Millern fortkommt. Daß sie mit dem Kinde jeden Abend beisammen gesessen haben, daß sogar

der erste Liebhaber, wie sie so einen nennen, in unsres Herrn Pfarrers Studierstube, die seit Menschenalter kein unfrommes Wort gehört hat, mit dem Kinde Komödienstücke eingeübt hat — du liebe Zeit, davon ließ ich mir nichts träumen auf meinem Krankenbette!

„Tags vorher, ehe die Bande abzieht, kommt ein Brief aus Bonn, der die Heimkehr der Herrschaft auf übermorgen anzeigt. Hab' ich da aufgeatmet! —

„Es war nun schon Oktober, und ich habe der Ernestine gesagt, sie solle Tannenzweige aus dem Walde holen zu Guirlanden und das Kind solle Sandtorte rühren, das ist dem Herrn Pfarrer sein Lieblingskuchen. ‚Ja, ja!' hat's geheißen von allen Seiten; und gegen Abend ist das Kind in meine Stube gekommen, der Mond hat durchs Fenster geschaut und ich hab' sie ganz deutlich sehen können, ihr liebes weißes Gesichtel und die goldschimmernden Zöpfe und die großen Augen.

„‚Komm her, mein Schäfchen,' hab' ich gebeten, ‚setze dich zu mir! Gelt, du freust dich auf die Eltern, sehr freust du dich?'

„Sie hat sich auch hingesetzt auf mein Bett, wieder mit dem Gesicht nach dem Fenster, aber gesagt hat sie kein Wort.

„‚Marthekind,' necke ich sie, ‚du bist so anders als sonst. — Hast etwa einen, dem du gut bist? Gelt, das wird fein, wenn hier mal Hochzeit gehalten wird in der alten Pfarre; 's wird auch kommen, wie der heutige Tag gekommen ist.'

„Da hat sie scharf aufgelacht: ‚Mich wird auch einer wollen, das Schauspielerkind, dessen Vater im Zuchthaus gesessen hat!'

„‚Ei der Tausend, Martha, spukt dir das noch immer im Kopfe? Hat dir der liebe Gott nicht die besten Eltern von der Welt gegeben?'

„‚Natürlich, Kathrin, 's ist bloß das, daß einer immer nur auf seine besondre Art glücklich werden kann.'

„‚Wirst schon auch noch glücklich werden, mein Äpfelchen.‘

„‚Das will ich auch, Kathrin!‘ ruft sie laut, und in den Augen leuchtet's auf, ‚das will ich auch!‘

„Dann hat sie die Arme um meinen Hals geschlungen und gesagt: ‚Gute Kathrin, betest du denn noch immer für mich abends wie früher, als ich noch klein war?‘

„‚Ja, mein Käferchen, freilich, immer, jeden Abend.‘

„‚Dann thue es auch fernerhin, liebe Kathrin, bitte, bitte!‘

„Und dann hat sie mich noch einmal geküßt, und dabei ist mir ein heißer Tropfen auf dem Gesichte zurückgeblieben, und ehe ich mich noch besinnen kann, ist sie fort.“

Die alte Frau schluchzt jetzt ganz laut.

„Madame,“ stößt sie hervor, „wie ich's erfuhr von der Ernestine am andern Morgen, daß sie mit in die Welt gelaufen ist, ins Elend hinein, da haben mich Schreck und Schmerz und Angst so gepackt, daß ich noch am selbigen Abend in gänzlicher Bewußtlosigkeit gelegen habe; und das hat Wochen gedauert. Ich hab's nicht mit erlebt, was die Eltern sagten, als sie das leere Nest fanden, ich weiß nicht, wie groß der Aufruhr in der Stadt gewesen ist, und ob der Herr Pfarrer Schritte gethan hat, um sie zurückzuzwingen — nichts weiß ich, gar nichts! Als ich wieder klar denken konnte, da lag Schnee auf den Dächern und die Wintersonne schien durch die Eisblumen an meinen Fenstern; und drunten im Wohnzimmer, da saß die Frau und sah auf die Straße hinaus, ganz still und ruhig, und ihr Haar war so weiß wie der Schnee da draußen. — Kein Wort des Vorwurfs habe ich gehört, und als ich erzählen wollte, da hat der Herr Pfarrer nur die Hand gehoben und Schweigen gewinkt.“ —

Eine lange Pause entstand; ich erhob mich und trat zum Fenster, um es zu schließen, denn die Nachtluft wehte kühl herein. Dann blieb ich stehen. Ja, so ungefähr hatte ich es

mir gedacht. Das ererbte Blut, die Lust an diesem bald heiteren, bald so furchtbar ernsten Vagabondenleben hatte seine Rechte geltend gemacht. War denn das so wunderbar? Es geht ein Zauber von dem Wort „Theater“ aus, eine Poesie, die jedes junge Herz einmal berauscht, und nun gar ein Schauspielerkind! Die Kunst! die Kunst, und wären die Bretter noch so erbärmlich, wäre der Tempel auch in einer alten Scheune aufgeschlagen, die Kunst hält auch über dieses Elend ihre Hände und macht es zu etwas Zaubervollem. Ich selber hatte ja als Backfisch einmal Schauspielerin werden wollen, obgleich ich die Jünger und Jüngerinnen Thaliens nur ein einziges Mal in der Schenke meines heimatlichen Dorfes gesehen hatte, wo sie „Minna von Barnhelm“ aufführten. Der Abend steht mir noch heute als einer der stimmungsvollsten meines ganzen Lebens in Erinnerung. — Arme kleine Martha, mußtest du wirklich, wie oll Kathrin sagt? Arme Elisabeth, die einsam blieb auf ihre alten Tage, deren Liebesmüh' so verloren war!

Ich senkte den Kopf gegen die kühle Fensterscheibe und biß auf mein Taschentuch, um nicht laut zu schluchzen.

Da räuspert es sich hinter mir. „Madame,“ sagt oll Kathrin, „nun möcht' ich nur noch fragen, wollen Sie dem Kind denn nicht ein paar gute Worte gönnen? Sie hat's gehört, daß Sie hier sind, und meint, Sie könnten ihr helfen — sie hat nicht nachgelassen, bis ich —“

„Wie?“ frage ich atemlos, „Martha ist hier?“

„Ja, mit den Schauspielern; droben in der Mansarde, Madame. Deshalb kam ich ja zu Ihnen!“

Ich stehe sprachlos da, während die Alte schüchtern fortfährt: „Das arme Ding meint, der Herr Direktor würde auf Ihre Fürbitte erlauben, daß sie hier nicht aufzutreten braucht —“

„Hier soll sie spielen? Mit dieser Truppe ist sie hier?“

„Ja, Madame.“

Ich fange an, im Zimmer auf- und abzugehen.

„Um Gotteswillen, das darf Elisabeth nicht erleben! — So rufen Sie sie,“ sage ich; „wie nennt sie sich jetzt?“

„Wie ihre Mutter hieß — Tosca von Korinska. Ach, sehen Sie, Madame —“

„Schon gut, Kathrin; holen Sie Fräulein Tosca von Korinska!“

Die alte Frau geht. Sie mag wohl mein aufgeregtes Wesen für Stolz halten, während es einfach Verlegenheit ist — wie soll ich die behandeln, die mir jetzt gegenübertreten will? Ich habe sie einst in den Armen gehalten, sie geherzt und geküßt, sie meinen Liebling, mein süßes Kind genannt; wie nun, nachdem sie Verrat an der Frau geübt, die mir so teuer ist wie eine Schwester? — Ich schelle und lasse noch eine Lampe bringen, denn ich will sie genau sehen, und gehe dann wieder im Zimmer auf und ab; es dauert eine Ewigkeit, bis sie kommt.

Endlich klopft es, und auf mein „Herein!“ öffnet sich langsam die Thür und eine Erscheinung tritt über die Schwelle, die ich kenne, die ich gesehen habe vor Jahren dort unter der Linde inmitten der singenden Studenten — nur schöner noch und jugendlicher ist die, die ich heute schaue! Wir stehen uns stumm gegenüber. Sie hat den Blick zu Boden geschlagen und sieht sehr bleich aus. Sie trägt ein gelblich weißes Kaschmirkleid — offenbar hat sie erst Toilette gemacht — wie sie es wohl in modernen Lustspielen auf der Bühne benutzt. Es hat billige geringe Spitzen an Hals und Ärmeln und sieht aus, als wäre es vor ein paar Minuten aus der Kleiderkiste hervorgezerrt worden, so zerdrückt ist es. Die goldigen Haare aber liegen noch mit dem nämlichen einfachen Scheitel um

den schön geformten Kopf, und die zwei prächtigen Zöpfe hängen noch ebenso über den Rücken herunter wie damals, als ich die „lütte Martha“ am Meeresstrand sah und meine Freude an ihr hatte. In einem sonderbaren Gegensatze stand diese kindlich einfache Haartracht zu dem modernen billigen Kleidertand.

Das ist Martha Steinkopf!

Ich weiß nicht recht, was ich aus ihr machen soll. Halb Theaterdämchen, halb vornehme Erscheinung — halb Weib, halb Kind. Wie alt ist sie denn eigentlich? Richtig, zwanzig Jahre; das Köpfchen aber wie das einer Sechzehnjährigen! Mir wird ganz wunderlich vor diesem Rätsel.

„Tante Anna,“ klingt es endlich zu mir herüber.

Ich kann nicht antworten. Wie es still bleibt, schlägt sie die Augen auf, in denen Thränen funkeln; ein flehender zärtlicher Ausdruck liegt auf ihrem Antlitz.

„Martha,“ sage ich, mit Gewalt die Rührung bekämpfend, die mich bei diesem Blicke überkommt, „ich hatte mir unser Wiedersehen *anders* gedacht —“

„Ach, Tante Anna — wenn du wüßtest —“

„Setze dich und sage mir, was du von mir willst!“

„Tante Anna,“ beginnt sie hastig, „ich kann hier nicht spielen, ich glaube, ich würde wahnsinnig darüber; ich ertrage den Gedanken nicht, daß die Vorndorfer in Strömen kommen, um Pfarrers Martha auf den Brettern zu sehen. Ich kann nicht spielen in der Erinnerung an den Vater und die Mutter, an die unschuldige selige Kinderzeit — ich — *kann* nicht!“

Sie hat die Hände vor das Gesicht geschlagen und weint. „Tante Anna, um der Mutter willen geh' zum Direktor — du bist ja reich — kaufe ihm mein Spiel ab — ich kann nicht!“

„Du bist ja nicht mehr Pfarrers Martha, armes Kind —!“

„Ja,“ ruft sie, „*hier* bin ich es, in der Erinnerung! Ach,

Tante, jeder Stein hier kennt mich, jeder Baum im Walde und jedes Fenster in den Häusern schaut mir vorwurfsvoll ins Auge, ach — und die Menschen! Und, Tante, wenn der Vater das liest, was morgen auf dem Zettel steht! — Tante, sie dürfen nicht ausgetragen werden!"

„Was steht denn darauf?"

Sie reicht mir mit zitternder Hand ein Theaterprogramm: Faust — Margarethe . ˙ . — wiederum drei Punkte, und ich lese:

„Die talentvolle junge Tragödin dürfte dem hochverehrten Publikum unsrer kunstliebenden Stadt nicht unbekannt sein. Sie hat noch vor anderthalben Jahren in diesen Mauern geweilt als gehegtes und geliebtes Pflegekind eines unsrer ersten Mitbürger. Die Liebe zur Kunst, die ihr angeboren — sie ist die Tochter jener unvergleichlich schönen jungen Schauspielerin, die vor Jahren hierselbst durch die Hand ihres eifersüchtigen Gatten einen raschen Tod fand — trieb sie aus dem friedlichen, aber eng begrenzten Kreis. Wie fast jedes bedeutende Talent mußte auch sie Fesseln brechen, ehe sie zur Freiheit gelangte, aber herrlich hat es sich gelohnt &c. &c."

Es war noch eine lange Litanei.

„Wo ist der Direktor?" frage ich.

„Ich will dich hinführen, Tante Anna — ach, ich danke dir!"

Ich muß eine schlecht beleuchtete Treppe hinaufsteigen, die mir nur zu genau bekannt ist. Auf den Stufen begegnen uns zwei Herren. Ein kleiner, jovial aussehender, beleibter Mensch ruft, ohne sich durch mich beirren zu lassen: „Ah, die Pfarrerstochter in Weiß! Wohin denn, mein Täubchen? Wieder zum Alten? Laß dich nicht blicken bei ihm, er ist rasend wütend auf dich!"

Der andre, ein schlanker, hochgewachsener junger Mann, dessen Gesicht, soweit ich's beurteilen kann bei dem Dämmer-

licht, einen idealen Typus zeigt, ungefähr wie Byrons Porträt aus seiner Jugendzeit, ist, den Hut in der Hand, zurückgetreten und läßt uns vorüber.

„Sei nicht so thöricht, Martha, murmelt er, und seine Augen blickten sie zürnend an.

„Ist er oben?" fragt sie anstatt der Antwort.

Er nickt kurz und fixiert mich mit einem kühlen, fast feindseligen Blick. —

„Wer sind die beiden, Martha?"

„Der Kleine — unser Komiker."

„Und der andre, Martha?"

„Der erste Liebhaber," stottert sie.

„Und die duzen dich?"

Sie wird glühend rot. „Wir duzen uns alle unter einander," sagt sie, „das ist so Sitte."

Im nächsten Augenblicke stehe ich vor dem Gestrengen in der kleinen Mansardenstube; sie ist draußen geblieben.

„Meine Gnädigst," erwiderte er auf meine Bitte, „Sie wollen doch nicht verlangen, daß — aber Gnädigste können ja unsre Verhältnisse nicht beurteilen! Stellen Sie sich vor, es regnet morgen, dazu spielt Fräulein Martha Steinkopf, die durch verschiedene Vorkommnisse in hiesiger Stadt ein riesiges Interesse erregt, erregen muß; was ist die Folge? Ein ausverkauftes Haus —! Meine Gnädige, gerade so gut könnten Sie zu einem Landwirt sagen, er solle aus irgend einem unvernünftigen Grunde sein Heu nicht einfahren lassen, obgleich die Sonne scheint."

„Ich biete Ihnen Ersatz, Herr Direktor."

Er sieht mich lächelnd an mit den halbverschleierten grauen Augen. Er steht da, wie eine sehr schlechte Nachäffung von Friedrich Haase in irgend einer Lustspielrolle, die linke Hand unter der Weste verborgen, die andere auf den Tisch gestützt.

„Ich bin außer stande, den Schaden auch nur annähernd zu berechnen, der mir erwachsen könnte, gnädige Frau; auch hätte ich mit dem besten Willen keinen Ersatz für eine derartige Rolle. Gnädige sollten uns die Ehre schenken und sich das Spiel der Kleinen ansehen."

„Danke sehr! Wenn Fräulein Tosca nun aber krank wird, wie dann, Herr Direktor?"

„Ah, meine Dame, das sind abgebrauchte Witze. Sie kann sechs Wochen hindurch nicht jeden Abend einen Krampfanfall vorgeben; einmal muß sie hier zuerst an die Lampen, und — je eher, desto besser. Außerdem war ich bereits beim Kreisphysikus und sagte ihm für einen derartigen Fall Bescheid. Lassen Sie sie nur getrost hier spielen; später, wenn durchaus Ihr Herz nach Fräulein Tosca von Korinska verlangt, will ich sie Ihnen ohne Entschädigung überlassen."

Er lacht und zieht die Uhr und legt einige Broschüren von einem Platz des Tisches auf den andern.

„Was soll das heißen?" frage ich.

Er zuckt die Schultern. „Daß im Leben nichts aus ihr wird," sagt er geringschätzig, „kein Funke von Talent, kein Feuer, nicht eine Ahnung davon, wie sie sich zur Geltung zu bringen hat."

„Sie wäre ganz unbefähigt?" frage ich atemlos.

„Ganz," erwidert er. „Es ist ja auch nicht anders möglich; das ursprüngliche Talent ist erstickt in den frommen Tabakswolken der pfarrherrlichen Studierstube. — Nichts Halbes — nichts Ganzes — gar nichts! Konfirmandenmanieren statt naiver Frische, und bei tragischen Scenen ein Betstundengesicht; ganz unmöglich für die Bühne, rein unmöglich! Die Mutter, der sie so ähnlich sieht, ja, da war Rasse drin! O, das wäre ein Stern ersten Ranges geworden!"

„Aber, Herr Direktor, wenn dem so ist —"

„Hier muß sie spielen, Madame, ihr Vertrag läuft bis Johanni, und hier füllt ihr Name das Haus derartig, als wäre sie irgend eine große Berühmtheit.“

„Wenn Sie, Herr Direktor, auf meinen Wunsch eingehen und den Vertrag sofort lösen, zahle ich Ihnen dreitausend Mark,“ sage ich kühl. „Sie können mir Ihre Entscheidung bis heute abend zukommen lassen. Leben Sie wohl!“

Es kommt mir vor, als sei die ehrfurchtsvolle Verbeugung des Mannes kein übles Zeichen. Er geleitet mich bis zur Thür und sagt: „Hab' die Ehre, Frau Baronin — aber — ich würde ja sehr gern gefällig sein —“

„Leben Sie wohl, Herr Direktor!“

Sie sitzt draußen noch auf der Treppe, auf dem nämlichen Platz, wo ich das erste Mal ein kleines süßes Kind gesehen habe. „Komm mit in mein Zimmer!“ bitte ich. Dort unten spreche ich: „Ich hoffe, er besinnt sich, Martha; laß den Kopf nicht hängen! Überdies, man kann dich doch unmöglich an den Haaren auf die Bühne ziehen. Wie gesagt, ich denke, er giebt dich frei, und du fährst dann morgen früh mit mir fort. Und hör', mein Deern, im Gedenken daran, daß du meiner Elisabeth teuer warst, werde ich dich zu mir nehmen, natürlich in der Voraussetzung, daß du — der Direktor sagt mir, dein Vertrag läuft bis zu Johanni —“

Ich breche auf einmal ab. Des Mädchens Hände sind niedergesunken, funkelnd treffen mich die schwarzen Augen.

„Ich will nicht,“ sagt sie barsch, „denn ich liebe meine Kunst, ich liebe sie über alles! Bei dieser Truppe wäre ich so wie so nicht geblieben, ich gehe an das fürstliche Theater zu D., Se. Durchlaucht selbst hat mir das Versprechen gegeben, daß ich angestellt würde.“

„Kind!“ schrei ich entsetzt, „weißt du denn nicht, was es heißt, bei *diesem* Fürsten in Gunst zu stehen?“

„Nein,“ erwidert sie, „Durchlaucht ist hinter die Coulissen gekommen, hat mich gelobt und mir versprochen, daß —“

„So sehr gefiel ihm dein Spiel?“ frage ich ironisch.

„Ja!“ sagt sie stolz, „und ich weiß, ich habe gut gespielt an jenem Abend. Nein, Tante,“ fährt sie fort und tritt mit gefalteten Händen vor mich hin, „denke nicht, daß ich meinen Beruf verachte — ich schwärme für ihn, ich möchte ihm nicht entsagen um allen Luxus der Welt, den ich bei dir haben würde, um alle Güte nicht, mit der du mich dulden würdest, ich bin mit Leib und Seele Künstlerin. Nur hier, hier kann ich nicht spielen; ich weiß es, ich würde wie gelähmt sein. Ach, Tante, erbarme dich, was soll ich beginnen, ich kann das den Eltern nicht anthun.“

„Und konntest ihnen doch weit Schlimmeres anthun!“ mahne ich streng. „Weißt du, daß deine Pflegemutter in Melancholie verfallen ist, und daß dein Vater, der dich wie ein eignes Kind an sein Herz genommen hatte, ein gebrochener Mann geworden ist?“

„Ach, Tante, ich will mein Leben hingeben, um es wieder gutzumachen, aber nicht meine Kunst!“

Ich zucke die Achseln; was soll ich sagen?

„Du bist böse auf mich, Tante,“ stammelt sie, „du glaubst nicht an meinen Beruf!“ Und mit thränenerstickter Stimme fährt sie fort: „Ich habe ja auch Stunden, in denen ich vor Sehnsucht nach den Eltern sterben möchte, nach dem alten trauten Hause. Wie oft bin ich im Traum darin! — Tante, verdamme mich nicht ganz; sage es den Eltern, ich sei gut geblieben, ich wolle lernen und streben. Und wenn ich zu der Stufe gestiegen bin, die ich mir vorgesteckt habe, dann will ich kommen und euch alle um Verzeihung bitten. Tante, es kann doch jeder Stand ehrenwert sein!“

Sie ist mir etwas näher gekommen und macht eine Be=

wegung, als ob sie ihren blonden Kopf an meine Schulter schmiegen möchte, um „Tanting, goldnes Tanting" zu sagen wie einst. In ihren großen sprechenden Augen liegt etwas wie Heißhunger nach Zärtlichkeit und Liebe, aber sie wagt nicht, mich zu berühren; ich ziehe sie endlich zu mir heran und streichle sie, und da fängt sie an zu weinen.

Sie ist so jung noch, so voller Ideale; noch liegt ein Hauch der frommen Kindertage über ihr, als sie auf des Vaters Knieen saß und die Bilderbibel besah und die Mutter ihr die kleinen Finger an die Stricknadeln fügte; noch liegt er über ihr, jener Hauch, wie duftiges echtes Schaumgold auf einem Weihnachtsapfel — aber wie lange noch?

„Geh wenigstens nicht nach D. an das fürstliche Hoftheater, Martha," sage ich rauher, als ich gewollt, „ich meine es gut mit dir. Lieber bleib bei deiner Wandertruppe!"

Sie fährt empor. „Tante, denkst du, ich genüge nicht?"

„Deshalb nicht! Die Damen, die sich dort engagieren lassen, sind — nun, ich möchte dich nicht mit ihnen in eine Linie gestellt wissen."

Sie ist ein Weilchen still, wie erschreckt. „Ach, Tante," antwortet sie dann, jetzt verstehe ich dich; aber sieh, ich bin dagegen gefeit. Daß man über mich spricht, muß ich mir gefallen lassen, ich trat ja an die Öffentlichkeit; aber ich wünschte nur, ich könnte dir sagen, welch einen starken Schutz ich habe durch das Andenken an die Eltern, und außerdem —"

„Denke daran, was Emilia Galotti sagt, als sie von ihrem Vater den Dolch erbittet, um sich zu töten."

„Ja, Tante, ich habe die Emilia gespielt, aber du weißt nicht, Tante —" Sie ist purpurrot geworden und sieht zu Boden, dann schlingt sie wieder den Arm um meinen Hals und küßt mich, als wollte sie mit diesem Kuß gewaltsam ein Geheimnis zurückdrängen, das ihr schon auf den Lippen schwebte.

„Tante," flüstert sie endlich, „ich wollte, du könntest mich einmal spielen sehen; ich weiß, du hast ein Urteil."

„Ich will dich nicht sehen, Martha, es thut mir zu weh. Aber nun Gott befohlen, ich bin müde." Sie hat wieder so einen flehenden zärtlichen Ausdruck in den Augen; sie küßt meine Hand und verläßt das Zimmer. In der That, ich fühle mich kaum noch fähig, zu sprechen.

Wie sie fort ist, nehme ich mein Tuch. Ich muß noch Luft schöpfen. Der Garten hinter dem Hause wird leer sein bei dem Wetter, freilich, es regnet noch. So benutze ich die Kegelbahn als Wandelgang, denke ich. — In dem dunklen Gärtchen ist es wirklich völlig einsam, wunderbar duftet der Flieder, die Luft legt sich wohlthuend kühl auf meine heiße Stirn. Allmählich gewöhnen sich die Augen an die Dunkelheit, ich erkenne deutlich die Tafel an der Wand der Kegelbahn, in der ich auf- und abgehe, erkenne die Baumpartien und die schwarze Masse der Häuser oberhalb des Gartens, der terrassenförmig aufsteigt; das große hohe Dach dort muß das Pfarrhaus sein."

„Arme Elisabeth!"

Ich bleibe am Ende der Bahn stehen, lehne mich an eine der schmucklosen Holzsäulen, die dem Gebäude einen hallenartigen Anstrich verleihen sollen, und schaue hinauf. „Arme Elisabeth!" wiederhole ich. Wie lange ich da meinen Gedanken nachhänge, weiß ich nicht, da höre ich Schritte und Flüstern, das leidenschaftliche, unverständliche Sprechen einer Männerstimme zunächst. Jenseit des Bosketts müssen sie stehen, die da miteinander reden. Nun antwortet eine Frauenstimme — das ist Martha. — „Quäle mich nicht so furchtbar!" sagt sie eben, und ihre Stimme klingt müde.

„Ich dich quälen?" fährt er auf, „du quälst mich und dich! Glaubst du, es sei schön für mich, dein Schwanken

anzusehen, zu merken, daß du am liebsten noch heute abend mit bloßen Füßen und Asche auf den Haaren in die Pfarre flüchten möchtest? Geh doch, geh, aber rede nie wieder davon, daß dir die Kunst heilig ist; lege nie wieder deine Arme um meinen Hals und sage mir, daß du jetzt erst wüßtest, was Leben heißt, jetzt, wo dir das Heiligtum der Kunst erschlossen, jetzt — wo du liebst. — Geh hin in die alte Stickluft und stäube die Bücher ab in der Studierstube deines Vaters und setze dich dann fein sittsam an das Fenster und ziehe die Fäden durch die Leinwand! Versuche, wie das Leben dir wieder gefällt in dieser Beschränktheit, nachdem du goldne Freiheitsluft geatmet; ich sage dir, du wirst das elende Weib beneiden lernen, das mit dem Leierkasten von Ort zu Ort zieht."

„Ich liebe dich ja, Waldemar, und ich liebe meine Kunst; du weißt am besten, wie sehr. Nur hier, hier — glaube es mir, ich kann hier nicht spielen!" verteidigt sie sich weinend.

„Du kannst nicht?" braust der Mann auf; „du willst nicht, sage es gerade heraus! Wenn ich dir glauben soll, daß du mich liebst, so beweise es, indem du durch dein Auftreten der ganzen Welt zeigst, daß du auf einer höhern Stufe stehst, als auf der einer philisterhaften Engherzigkeit, daß es dir Ernst ist um deinen Beruf, daß du eine wahre Künstlerin bist. Zeige es ihnen durch dein Spiel; stolz tritt ihnen entgegen, und sie werden dir zujauchzen."

„Waldemar, du hast ja tausendmal recht," sagt sie — „aber die Eltern —"

„Nun, ist etwa ein Pfarrer nicht auch ein halber Schauspieler?" fragt er bitter, „tritt er nicht vor das Publikum und redet dasselbe an wie du und ich, wie allabendlich Tausende von Künstlern? Wo ist da ein Unterschied? Ist die Bühne nicht ebenfalls ein Erziehungsmittel für das Volk, so gut wie die Kanzel? Wollen nicht die großen Geister, die

unsre Dramen gedichtet haben, das Sittliche, das Gute im Menschen wecken? Wie, Tosca? Was hast du darauf zu sagen? Wärst du am Königlichen Schauspielhaus in Berlin angestellt, jubelten dir allabendlich Tausende zu, so würden dir die Pfahlbürger hier die Pferde ausspannen und deine Pflegeeltern stolz dich segnen. Aber du schämst dich des kleinen Anfangs, der umherziehenden Truppe, und vergißt, daß der Weg zum Gipfel des Ruhmes über Dornen und Disteln geht. Deine Begeisterung, deine Kraft reicht nicht aus. Gehe hin zu deiner Gönnerin, die dich dem Direktor abkaufen will, lasse dich von ihr zurückführen in das träge Wasser, dem entronnen zu sein du so glücklich warst, vergiß, was du erlebt hast, und kümmere dich nicht darum, was aus mir wird! Ich muß mich schon ohne —"

Hastige Schritte eilen jetzt den Weg entlang. Dann ein Schrei, so recht aus einem armen gequälten Herzen heraus: „Waldemar, gehe nicht!"

Eine lichte Gestalt fliegt hinter dem dunklen Gebüsch dem Manne nach, und im nächsten Augenblick hält sie ihn, nicht drei Schritte von mir, umschlungen, wortlos, schluchzend.

„Du bleibst bei uns?" fragt er drohend und zärtlich zugleich, während ich mich, so sehr ich kann, in das tiefste Dunkel hinter die Säule drücke.

„Ja, ja!" schluchzt sie.

„Bei mir, Tosca?"

„Ja — immer!"

„Und du spielst morgen?"

„Ja!" schreit sie auf, weil du es willst!"

Da hebt er sie ungestüm empor und küßt sie, als wolle er sie ersticken, und in förmlichem Sturmschritt eilt er mit seiner schönen Last an mir vorüber. Ich höre die Gartenpforte zuschlagen, und nun ist's ganz still um mich her. Ich

fasse mich an die Stirn und schüttele den Kopf. Will sie — wird sie wirklich spielen? Aber freilich, wie die Sachen liegen — o, dies unselige Kind!

Jetzt klingen die Töne eines schrecklich verstimmten Klaviers aus dem Gartensaal an mein Ohr, zu denen eine gar nicht üble Tenorstimme singt. Es ist das kleine traurige Lied Koschats:

„Verlassen, verlassen, verlassen bin i —"

Unfähig, es weiter zu hören, kehre ich in das Haus zurück und in mein Zimmer.

Auf dem Tische vor der brennenden Lampe liegt ein Schreiben. Ich öffne es und muß lachen beim Lesen. In ausgesucht artigen Worten teilt der Direktor mir mit, daß er eventuell geneigt sei, Fräulein Korinska zu dispensieren, falls die gnädige Frau gewillt wäre — und nun kommt eine Forderung, die an Unverschämtheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Nun, Martha hat ja entschieden, diese Angelegenheit ist erledigt. Freilich weiß ich von ihr selbst nichts, ich habe nur gelauscht, und ich will doch den Beweis geben, daß ich alles zu thun bereit bin, um sie — Elisabeths wegen — von einem Auftreten hier loszukaufen. Mit dem Briefe in der Hand erklimme ich noch einmal die Treppe zu dem obern Stock. Die erbärmliche Flurlampe ist im Erlöschen, und ich habe Mühe, die Thür der Mansardenstube zu finden, die Martha bewohnt. Ohne weiteres drücke ich die Klinke auf und trete ein. Das Mädchen sitzt halb ausgekleidet auf dem Rande ihres Bettes und hat das Haar aufgeflochten, um es durchzukämmen. Sie erinnert mich in diesem Augenblick so lebhaft an das reizende Kind von ehedem, wenn es mit den aufgelösten goldenen Wellen vom Badestrand kam und Elisabeth mich hastig am Kleide zupfte, sobald ich meiner Bewunderung über diesen Anblick Worte geben wollte.

„Tante!“ ruft sie verlegen und springt auf.

„Nun, Kind, ich bringe dir etwas Gutes,“ sage ich, „der Direktor läßt sich auf Unterhandlungen ein — du brauchst nicht zu spielen.“

Sie hat ihr weißes Kleid hastig vom Stuhle geräumt und hängt es auf. Als sie mir jetzt wieder ihr Gesicht zuwendet, ist es dunkelrot, und ihre Augen blicken an mir vorüber. „Ach, Tante,“ ist alles, was sie äußert; sie will sprechen und vermag es nicht. Ich kann den Kampf ihrer Seele in dem zuckenden Gesicht erkennen.

„Nun, Martha?“ frage ich, „hast du mich verstanden? Du brauchst nicht aufzutreten; wir haben es ganz in der Hand.“

Sie senkt den Kopf und windet die Hände ineinander.

„Tante,“ klingt es kaum vernehmlich an mein Ohr, „verzeihe, daß ich dich bemühte — ich habe es mir anders überlegt, ich werde spielen.“

„Du willst spielen, Martha? Woher kommt diese rasche Sinnesänderung?“

Ihre blassen Lippen bewegen sich, aber sie bringt kein Wort hervor.

Ich wende mich kurz zum Gehen, da hält sie mich am Kleide fest und kniet vor mir nieder. „Tante, geh nicht so — geh nicht so — ich muß spielen; frage mich nicht — ich muß!“ Ganz verzweifelt ruft sie es, und mir nachrutschend auf den Knieen, fährt sie atemlos fort: „Ach, verdamme mich doch nicht, ich kann ja nicht anders, ich muß spielen. Es war so unrecht, daß ich mich weigerte, sie müssen es ja alle sehen, daß ich nicht in abenteuerlicher Lust davongelaufen bin, daß ich meinen Beruf ernst nehme. ‚Ganz oder gar nicht,‘ meinte der Vater immer. Ach Gott, was soll ich nur noch sagen, damit du mir vergiebst!“

„Besinne dich, Martha; du schenktest mir ja immer Vertrauen."

Wieder fliegt ein dunkles Rot über das thränenfeuchte Gesicht. Sie senkt den Kopf und zieht, als schäme sie sich, eine von den goldigen Strähnen ihres Haares gleich einem Schleier vor das Antlitz.

„Nun, Martha, hast du, außer der Liebe zur Kunst, keinen andern Grund für die ungeheure Kränkung, die du deinen Pflegeeltern anthun willst?"

Sie bleibt unbeweglich. „Nein!" flüstert sie endlich.

„So leb' wohl, Kind!" —

Ich mache mich los von ihr, hastig los, und die Thür entschlüpft meinen Händen, daß sie unsanft zuschlägt und die Wände des Flurs widerhallen. Ich höre, wie sie drinnen noch einmal ruft: „Tante, ach Tante!" Aber ich bin so aufgeregt, daß mir der wehe Klang nicht mehr zum Herzen dringt. Drunten setze ich mich sofort an den Schreibtisch und teile dem Direktor mit, daß ich bedaure, auf seine Vorschläge nicht eingehen zu können, da Fräulein Tosca von Korinska nunmehr fest entschlossen sei, morgen abend aufzutreten.

Noch lange wandere ich im Zimmer umher und sage mir immer nur das eine: Martha ist verloren! Ich male mir aus, wie sie den Geliebten heiraten wird, wie sie von einem Ort zum andern mit ihm zieht in Hunger und Elend, wie die Leidenschaft für die Kunst mit Eintritt der Not und Sorge entflieht und ihre künstlich aufgestachelte Begeisterung so bald, ach so bald, in Asche sinkt; wie sie vor Sehnsucht nach dem friedvollen Leben ihrer Kindheit krankt an Leib und Seele. Ganz furchtbare Bilder sind's, die mich verfolgen. — Und dann sehe ich sie wiederum, wie sie lacht trotz der Traurigkeit dieses Lebens; sie hat abgestreift, was Gutes und Reines an ihr war, sie nimmt das Leben, wie's nun einmal ist, mit

allem Schmutz und aller Verkommenheit, sie ist geworden wie ihre Mutter. — Unerträglicher Gedanke!

Giebt es denn keinen Ausweg? Könnte sie nicht wirklich eine Künstlerin werden, eine große, gottbegnadete? Sind nicht einige unsrer ersten Künstler aus der Unscheinbarkeit, aus der Schule der Wandertruppe hervorgegangen?

Ich nehme mir vor, sie morgen spielen zu sehen; ich will ihr, wenn sie auch nur einen Funken von Talent hat, den Weg ebnen helfen. Ich erinnere mich plötzlich mit großer Freude der Bekanntschaft des ersten Intendanten am Königlichen Theater zu D. und beschließe, ihm die Kleine vorzustellen; ich will alles für sie thun, will freundlich zu ihr sein. Habe ich denn ein Recht, ihr süßestes Geheimnis kennen zu wollen? Ist es etwas Unerhörtes, daß solch ein schönes feuriges Mädchen liebt? Darf ich diesem armen Kinde einen Weg erschweren, der ohnehin wahrlich voll Nesseln und Dornen liegt?

Ich schelte mich tüchtig aus und frage mich: „Anna, war das vorhin deine von dir so sehr betonte Duldsamkeit, als du das arme Ding im Zorn verlassen hast? Und das Bild tritt so deutlich jetzt vor meine Augen — das kleine Dachstübchen, das schöne Geschöpf, von dem prächtigen Goldhaar umflutet, auf dem Rande des schmalen Bettes; ich sehe die irren angstvollen Blicke, die Thränen auf den erglühten Wangen; ich sehe den verwelkten Lorbeerkranz an der getünchten Wand der Mansarde und die breite rote Schleife darunter. Wie ein Kapitel aus einem Roman ist dieses Bild. Und schon halb im Schlummer flüstere ich Worte wie: „Du armes Kind, warte nur, ich helfe dir; ich spreche auch beim Oberpfarrer für dich, er soll dir vergeben in seinem Herzen; des Vaters Segen baut auch dir vielleicht ein Glück.“

Dann werde ich wach. Des Direktors Worte klingen mir

in die Ohren: „Keinen Funken von Talent hat sie!" — Bah! Dieser Ehrenmann spricht ihr das Talent nur ab, weil sie von seiner Truppe scheiden will. — Ach Himmel! Das unglückliche Engagement am fürstlichen Hoftheater!

Jetzt bin ich ganz wach. Ich werde mit dem Bräutigam sprechen. „Dahin darf sie nicht!" sage ich halblaut und bestimmt, und dann verliere ich mich wieder in Zukunftsplänen für das Kind und endlich schlafe ich ein.

Am andern Morgen, ziemlich spät, erwache ich. Neben meinem Bette auf dem Tische duftet ein taufrischer Maiblumenstrauß — sicher war Martha im Zimmer.

Als ich die Vorhänge aufziehe, sehe ich trüben, regnerischen Himmel, die Berge jenseits in Nebel gehüllt. Ich schreibe, noch bevor ich mich fertig ankleide, einen Brief an den Oberpfarrer, schicke ihn eilig fort, und wie ich zum Kirchgang gerüstet bin, kommt die Antwort, nachmittags wolle er mich aufsuchen; Elisabeth habe heute einen ihrer ungünstigsten Tage und möchte über mein Erscheinen erschrecken.

Ich gehe mit Regenschirm und Regenmantel zur Kirche, und als der Oberpfarrer die Kanzel betritt, habe ich Mühe, in diesen vergrämten Zügen das alte Antlitz wiederzufinden; auch die Stimme klingt anders. Es ist keine echte Pfingstpredigt, die der Gemeinde dargebracht wird. Die Textesworte sind: „Ich will den Vater bitten, er soll euch einen Tröster geben, der bei euch bleibe ewiglich." — Er schildert, wie finster und trübe es auf Erden aussieht, schildert die Zustände der Völker, die Verhältnisse der Menschen; ein trostloses Bild rollt sich auf, ein Versunkensein in Elend und Schmutz, mit packenden Farben ausgemalt. Die Treulosigkeit, die Lieblosigkeit, die Undankbarkeit der Menschheit betont er. In dem überfüllten Gotteshause regt sich kaum ein Atem.

„Der heilige Geist aber, der Tröster unsrer Zeit," heißt

es weiter, „müsse, bevor er trösten könne, strafen die Welt um ihre Sünden, ihr die Wahrheit sagen. Aber Wahrheit höre sie nicht gern, sie lasse sich belügen, sie trinke sich toll am Taumelbecher der Verführung.“

Die Leute sind gar nicht gewohnt, den sonst so milden Prediger von Strafen reden zu hören; man sieht es ihren Gesichtern an. Als er nun im zweiten Teil der Rede von dem Frieden spricht, der heute ausgegossen werde über alles Volk, da redet er matt; es ist, als ob ihm die Kräfte erlahmt wären.

Ich gehe traurig zurück nach meinem Gasthofe. Es regnet noch; ich kann mich kaum durch all die Wagen durchwinden, die auf dem Platze vor dem Hause stehen. Die Gaststube ist vollgepfropft von Leuten, mein Zimmer oben noch nicht aufgeräumt; das Stubenmädchen entschuldigt sich mit den vielen Gästen, die alle des Theaters wegen gekommen sind.

„Das macht das schlechte Wetter, Madame, und dann, weil das Fräulein spielt!“

„Schicken Sie mir Fräulein von Korinska.“

„Die ist in der Probe; sobald sie kommt, will ich's bestellen.“

Kurz vor zwölf Uhr tritt Martha bei mir ein; ich kenne sie kaum wieder. In der hellen Morgenbeleuchtung sieht sie förmlich alt aus, die Augen sind matt, von dunklen Ringen umgeben.

Ich frage sie gütig, ob sie mit mir essen will, denn sie dauert mich. Sie setzt sich zu mir, ißt aber nicht und trinkt nur zwei Gläser Wein, worauf ein dunkles Rot ihre Wangen färbt. Ihre Toilette ist wie gestern unordentlich; ich habe aber heute nicht das Herz, sie zu tadeln.

Der Direktor hat mir auf mein Verlangen die kleine Prosceniumsloge vorbehalten. Ich sage es Martha; sie wechselt

die Farbe. „Ich glaube, ich kann heute nicht spielen wie sonst," ist ihre Antwort. — Ich spreche von meinem Plan, daß ich sie ausbilden lassen will; sie sieht mich dankbar an, erwidert aber nichts.

Vor den Fenstern erhebt sich jetzt ein riesiges Hallo! Ein Leiterwagen voll Studenten ist vorgefahren, sie scheinen bereits ein wenig angetrunken und verlangen einen „Saal" für sich zum Essen. Wirt und Kellner stehen mitten zwischen den verregneten Burschen. Unter Lachen und Lärmen geht die Gesellschaft endlich ins Haus.

Der Kellner erscheint bald darauf, bittet mich um Entschuldigung und wendet sich dann lächelnd zu Martha: „Die Herren Studenten haben sich erlaubt, die sämtlichen Mitglieder der Theatertruppe zum Essen zu laden, Fräulein."

Sie wird ganz blaß. „Ich danke, ich habe bereits gespeist," antwortet sie, und ihre Augen funkeln schier verächtlich.

„Aber sie haben mir gedroht, sie wollten mich aufhängen, wenn ich das Fräulein nicht zur Stelle brächte," sagt er, und vertraulich lächelnd fügt er hinzu: „Auch Herr Raimund läßt sagen, er hoffe, das Fräulein werde teilnehmen."

Sie sieht ihn zornig an und zeigt nach der Thür. Als er hinaus ist, wendet sie sich von mir und geht zum Fenster.

„Wer ist Herr Raimund?" frage ich.

„Der ‚Liebhaber' unsrer Truppe," klingt es gedämpft.

„Hat er ein Recht, dir dergleichen sagen zu lassen?" forsche ich unbarmherzig.

„Nein!" sagt sie kurz, und dabei hält sie ihre Stirne gegen die feuchtkalte Scheibe gepreßt.

Wie sie sich endlich umwendet, klagt sie über Schwäche, sie wolle sich noch ein wenig ausruhen, habe auch an dem Kostüm noch etwas zu nähen; die alte Fuchs verstehe das

nicht und sei auch schwerlich nach dem Essen noch im stande dazu. Sie geht, indem sie mir die Hand küßt, und ich sage: „Kind, habe Mut!"

In demselben Augenblick, als sie auf den Flur tritt, schrillt eine Frauenstimme: „'s ist wohl unheilig, zu Pfingsten fidel zu sein? Immer apart, immer prüde, wirst ja sehen, was dabei herauskommt! Raimund ist nicht schlecht ärgerlich auf dich. Spanne die Saiten nicht zu straff bei dem — sie könnten reißen! Du bist nichts andres als wir alle!"

„Oll Kathrin," denke ich, „diesmal stimmt deine Philosophie nicht; hier reißen sich Engel und Dämonen um ein armes Menschenherz."

Nachmittags schreibt mir der Oberpfarrer ab; es sei der Diakonus plötzlich erkrankt und folglich er so mit Dienstgeschäften überbürdet, daß er sein Versprechen nicht halten könne. Ob es mir abends passe?

Ich antworte „Nein, aber morgen zu jeder Stunde."

Der Abend kommt endlich heran. Ich gehe, da der Weg weit ist, schon um dreiviertel auf sechs Uhr fort. In dem Park, unter den tröpfelnden Bäumen — der Regen hat aufgehört — ist es ungemein belebt, alles strebt dem Theaterchen zu. Neben mir rauscht der kleine Fluß; er hat heute lehmfarbenes Wasser und ist bis zum Uferrand gestiegen; unheimlich rasch schießen die straffen Wellen dahin, man kann ordentlich schwindlig werden, wenn man hineinsieht. Ein paar Studenten mit weinseligen Gesichtern stürmen an mir vorüber; ich höre, wie der eine sagt: „Donnerwetter, sieh die Menschheit! Der Musentempel ist für heute entschieden zu klein — es giebt einen Höllenradau!"

Von meiner Loge aus, die ich hinter mir abschließe — ich habe das Recht dazu für eine ganz nette Summe vom Direktor erkauft — sehe ich, daß allerdings das Haus bereits

gefüllt ist bis auf das letzte Plätzchen, und der Gedanke befällt mich, ob der Rang — es giebt nur einen — und die Galerie nicht zusammenbrechen und den Unglücklichen im Parterre die Köpfe zerschmettern werden. Es ist ja so baufällig, das kleine Theater, vor Jahren schon sollte es abgerissen werden. Überall lachende Gesichter, neugierige Mienen, nur in der Mitte des Ranges gähnt die Leere der sogenannten herrschaftlichen Loge, deren Vorhänge von gänzlich verblichenem roten Sammet durch die Fürstenkrone zusammengehalten werden. Sonst alles voll, und immer mehr Leute wollen herein; man hört scheltende Stimmen. Im Orchester, mitten zwischen den Musikanten, die sich kaum zu rühren vermögen, sitzen die angeheiterten Studenten. Die meisten Blicke sind nach oben gewandt, wo die Honorationen von Vorndorf Platz gefunden haben; stattliche wohlbeleibte Frauen, deren Mienen schon jetzt Geringschätzung und Empörung bedeuten; junge hübsche Mädchen mit ängstlich neugierigem oder vergnügtem Ausdruck und im Hintergrunde die Herren, bewaffnet mit Operngläsern.

Endlich schlägt eine Glocke an, die Musikanten spielen auf Blasinstrumenten als Ouvertüre ein Motiv aus dem „Fliegenden Holländer", daß man meint, die Ohren müßten zerspringen, dann steigt der Vorhang empor und Fausts Studierzimmer zeigt sich dem Blick. Ob Faust — ich erkenne den jungen Schauspieler, der mir gestern auf der Treppe begegnet ist und der auf dem Zettel als Herr Raimund steht — seine Sache gut macht, kann ich nicht sagen, ich habe nur einen Gedanken: Martha. Der Herr Direktor ist ein Mephisto, wie man ihn sich nicht besser denken kann. Die Worte rauschen an meinem Ohr vorüber wie der Fluß da draußen. Einmal während einer Pause meine ich sogar dieses Rauschen wirklich zu hören, und es ist auch so, ich

besinne mich, daß sich gar nicht weit von hier die Wellen über ein Wehr stürzen.

Es ist allmählich drückend heiß hier innen geworden; ein paar Petroleumlampen am Kronleuchter sind zu hoch geschraubt, der Qualm benimmt fast den Atem.

Endlich eine Pause — oder schon die zweite? Die Kapelle spielt den Faustwalzer als Einleitung. Mir ist plötzlich, als packte mich etwas an der Kehle; ich vermag nicht hinzusehen auf die Bühne. Dann klingen wohlbekannte Worte an mein Ohr:

„Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen —"

Ich sehe nun doch hin; da steht sie und schaut mit seitwärts gebogenem Köpfchen Faust an. Nie in meinem Leben habe ich ein holdseligeres Gretchen gesehen; so ist selten der Charakter der Unschuld in Haltung und Aussehen verkörpert worden. Aber ihre Antwort klingt nicht schnippisch und abweisend, sie spricht die Worte völlig klanglos, sie geht auch nicht mit raschen elastischen Schritten, wie das beleidigte Mädchen geht. Langsam, als könne sie den Fuß nicht heben, schwankt sie über die Bühne, die Schleppe ihres himmelblauen Kleides mit den rotbraunen Sammetstreifen am Rande schleift langsam hinterdrein. Ich sehe die schlanke Gestalt mit den köstlichen blonden Flechten wie im Traum, es dünkt mich eine Ewigkeit, bis sie verschwunden ist. Überall flüstert's und aus dem Kreise der Studenten wird sogar ein vereinzeltes „Ausgezeichnet!" laut.

Ich kann kaum noch atmen. Um Gotteswillen, was soll das werden! Ist es die Scham, die sie so lähmt, ist sie krank? — Es kommt die Scene, wie sie vor dem Spiegelein stehend ihre Zöpfe flicht; wieder klingt es wie von einer sprechenden Puppe, wieder diese automatenhafte Bewegung. Jetzt aber scheint sie überwunden zu haben; geradezu bezaubernd ist sie, als sie den Schmuck findet und sich vor dem Spiegel

putzt. Auf einmal fliegt ein Blick in meine Loge — mitten im Satz bricht sie ab — es ist, als wollte sie sich festhalten, so greifen ihre Hände zurück.

„Das ist wohl alles . . .“ wiederholt sie.

„Schön und gut!“ schreit der Souffleur, daß es das ganze Theater hört, und sie spricht weiter.

Ich habe ihr zugelächelt.

„Bravo!“ schreit ein naseweiser Student; die andern beginnen zu klatschen, auf der Galerie lacht laut eine gewöhnliche grobe Stimme.

„Ruhe!“ schallt es aus dem Parkett zurück.

Die Scene mit Mephisto, Martha und Gretchen schleppt sich vorüber. Nur einmal lösen sich die Mienen der letzteren und in packender Wahrheit ringt es sich von ihren Lippen:

„Ach, daß die Menschen so unglücklich sind!“

Dann kommt sie an Faustens Arm. Sie ist in ihrer Persönlichkeit ganz das zagende Kind, das zum erstenmal liebt, aber ihr Spiel ist halbscheu, leblos. Mir scheint jetzt, daß Faust unzufrieden mit seiner Partnerin ist; ein paarmal flüstert er ihr rasch etwas zu, und ein finsterer Zug verdrängt für einen Augenblick den vorgeschriebenen Ausdruck des Entzückens auf seinem Gesicht. Vergebens, sie spricht weiter mit matter Stimme:

„Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur schont.“

Kaum die Fingerspitzen liegen auf dem Arm des Mannes. — Das Wechselspiel der beiden Paare zieht vorüber, Gretchen steht wieder im Vordergrund. Faust sagt:

„Und du verzeihst die Freiheit, die ich nahm?
Was sich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngst aus dem Dom gegangen?“

Und sie antwortet:

„Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn!
Es konnte niemand von mir Übles sagen.“

„Weiter nichts, als daß sie mal ein bißchen mit einem Schauspieler durchgebrannt ist!" brüllt die grobe Stimme von der Galerie, und im selbigen Augenblick ist es, als sei der Teufel los. Ein wahnsinniges Zischen und Gejohle, ein Getrampel von Hunderten von Menschenfüßen. — Die Polizei stürzt herein und gebietet umsonst Ruhe. Es ist eine unbeschreibliche Verwirrung, die Borndorfer rächen ihren Pfarrer, die Studenten den Korb, den sie erhalten haben.

Von der Bühne ist Gretchen verschwunden, ich habe nicht gesehen, wie? Nur Mephisto steht da und bemüht sich umsonst, zu sprechen; als das nicht gelingt, fällt der Vorhang. Der Rang hat sich geleert, das anständige Publikum verläßt das Parkett. Nur ich vermag mich nicht zu rühren; wie festgebannt sitze ich auf meinem Stuhl und höre den tobenden Lärm.

„Weiterspielen! Bravo! Da capo!" Zischen und Rufen.

Endlich ermanne ich mich und trete auf den Gang hinaus. Die Thür nach dem Bühnenraum ist offen; ich gehe die kleine Treppe hinab und stehe hinter den Coulissen. Mephisto rast förmlich; das Mädchen liegt schweratmend in den Armen einer alten Choristin, die hellen Schweißperlen auf der Stirn. Sie sieht an mir vorüber, sie ist taub für die Beleidigungen des Direktors, sie starrt nur immer Faust an, der vor ihr steht in dem abgeschabten lila Sammetanzug, unter der Schminke erblaßt, bebend vor Zorn und Leidenschaft.

„Sie spielen weiter, auf der Stelle spielen Sie weiter!" schrillt die Stimme des Direktors dazwischen.

Sie streckt die Hände aus nach dem Manne, der sie noch gestern geherzt und geküßt. Da fliegt etwas Blitzendes in ihren Schoß und Faust hat sich gewandt; der kleine funkelnde Gegenstand rollt aus den Falten ihres Kleides zur Erde und weiter ein Stück über die Bühne, dort am Souffleurkasten

bleibt er liegen; ein schlichter goldener Ring ist es. Kaum eine Sekunde hat es gewährt, kaum jemand es gesehen, nur die immer starrer werdenden Augen des Mädchens sind ihm gefolgt.

Der Direktor, der wohl einsehen mag, daß sie unfähig ist zum Spiel, glaubt den geeigneten Zeitpunkt gefunden zu haben, ihr unverhohlen seine Verachtung ins Gesicht zu schleudern.

„Sie thun gut, mein Fräulein, die Bühne zu verlassen — für immer, meine ich; Sie haben ohnehin kaum die Aussicht, bis zur Mittelmäßigkeit zu steigen. Sie können gehen, heute noch, wenn's beliebt, die rückständige Gage —"

„Herr Direktor, bitte," unterbreche ich ihn empört, „sehen Sie nicht, daß sie krank ist?"

„Madame," schnaubt er mich an. „Sie haben hier nichts zu suchen!"

Ein Polizeidiener bedeutet mich, ich müsse mich entfernen, es sei Unbefugten nicht gestattet, die Bühne zu betreten. Ich befinde mich im Umsehen wieder im Gange des Theaters.

Die Menge da drinnen tobt noch immer. Ich kann nichts weiter thun, als meinen Mantel aus der Loge nehmen und fortgehen. Als ich in die Nacht hinaustrete, ist es zunächst unmöglich, etwas zu sehen, dann finde ich endlich den Weg. Auf dieser Seite des Gebäudes ist es völlig einsam, ich habe nicht den Ausgang nach der Front gewählt. Der Fluß rauscht an dem Wehr, ich wende mich also nach rechts, das Gebäude zu umgehen; die kleine Luke des Bühnenraumes leuchtet in die Nacht hinaus.

Dann dünkt es mich, als ob hinter mir eine Thür klinke, und ich drehe mich um. Verschwindet da nicht eben etwas Lichtes in der Dunkelheit? Ich bleibe stehen, aber meine Augen können die Finsternis nicht durchdringen; mir ist's nur einen Augenblick, als ob durch das Rauschen des Wassers der Schrei einer Menschenstimme gezittert hätte.

„Unsinn!“ sage ich, „du bist erregt.“ Gewaltsam zwinge ich mich zur Ruhe, zum Weitergehen. In den hohen Bäumen über mir rauscht der Nachtwind, das Wasser zur Seite gluckst und kollert so unheimlich — bin ich auf einen falschen Weg geraten? Es ist ganz einsam hier, und mich packt ein Grauen und eine Ahnung, eine schreckliche Ahnung.

Hinter mir vernehme ich jetzt große rasche Schritte; ein Mensch mit einer Laterne kommt daher gerannt, seinen keuchenden Atem höre ich trotz Wind und Wasser.

„Was ist geschehen?“ schreie ich mit Aufbietung aller Kräfte.

Er ruft mir etwas zu; ich verstehe kein Wort.

Zitternd vor Aufregung komme ich im Gasthof an, ich habe wer weiß wie lange zu dem Wege gebraucht. Der Wirt steht inmitten einer Menge Menschen auf der Hausdiele; als er mich erblickt, kommt er auf mich zu.

„Gnädige Frau brauchen sich nicht zu beunruhigen,“ spricht er, „sie kommt gleich auf den Friedhof in das Leichenhaus.“

Ich gehe weiter — zu fragen brauche ich ja nicht, wer sie ist, die da auf den Friedhof kommt. — — — — —

Oll Kathrin hat vor meiner Stubenthür auf mich gewartet; sie schluchzt jammervoll, die Alte. „Madame,“ weint sie, „vergeben Sie ihr doch, sie hat's so gemußt!“

„Ach, Kathrin,“ sage ich, „hier hat ein andrer zu richten.“

Sie sieht mir in das thränenlose Gesicht und geht schluchzend wieder; sie mag mir wohl anmerken, daß ich nicht sprechen kann. In meinem Zimmer aber sehe ich den Oberpfarrer stehen. Wir drücken uns stumm die Hand, und er kann weinen.

„Ich habe sie sehr lieb gehabt,“ sagt er. „Wäre sie doch zu mir gekommen, hätte sie sich in Elisabeths Arme geworfen — anstatt in den Tod! Wir hätten ihr tausendmal vergeben.“

„Und Elisabeth?“ frage ich.

„Sie ahnt nichts, sie spricht nie von ihr; aber sie hat oft den Wunsch geäußert, Sie wiederzusehen, Frau Anna. Kommen Sie doch morgen früh, Sie finden eine stille freundliche Dulderin, die nichts mehr wünscht auf Erden.“

* * *

Die alte Schelle der Pfarrhausthür rasselt wie sonst; ein ältliches Dienstmädchen führt mich in die Stube der Frau Pfarrerin, und von ihrem Fensterplatz erhebt sich eine zierliche kleine Gestalt, und unter schneeweißem Haar leuchten die treuen blauen Augen meiner Elisabeth.

„Das ist lieb von dir, Anna,“ sagt sie ganz ruhig, „lieb, daß du kommst. Du bleibst doch ein Weilchen bei mir?“ Sie nimmt mir Hut und Mantel ab und bestellt eine Erfrischung. Wie einst sitze ich ihr auf der Estrade gegenüber und sehe auf die Straße und die alte Kirche. Wir sprechen von unsrer Jugend, wir sprechen von ihren drei Lieblingen auf dem Kirchhofe; sie sagt, sie freue sich so darauf, zu sterben, Ruhe und Frieden zu finden, aber von Martha kein Wort! Auch nirgends ein Bild von ihr, kein Andenken!

Wir gehen in den Garten und wandern ein Weilchen stumm im Lindengang auf und ab. Ich meine immer, ich muß hinter den Büschen ein lichtes Kleid, blonde Haare schimmern sehen, oder ein Lachen aus Mädchenmund müsse in die träumerische Stille dieses alten Gartens klingen. – Nichts dergleichen! Fast spukhaft einsam liegt der Garten, nur das Summen unzähliger Bienen hören wir über uns in den blühenden Linden.

Dann fragt mich Elisabeth, ob ich ihr helfen wolle, einen Kranz zu winden. Und sie pflückt an der alten Mauer Epheublätter und von einem Rosenstrauch, der über und über mit Blüten bedeckt ist, weiße Rosen, die einen rötlichen Anhauch

haben, so zart wie ein junges Mädchengesicht. Und als wir im Garten sitzen und ich ihr die Blätter zureiche, sagt sie plötzlich:

„Anna, du mußt nicht denken, daß ich nichts weiß. — Ich weiß alles, nur will ich nicht mit meinem Mann davon sprechen. Er hat das Kind so lieb gehabt, und darum darf ich auch nicht weinen. Er überwindet's leichter so." Und sie nickt mir freundlich zu, obgleich es um ihre Mundwinkel zuckt. „Willst du ihr das bringen von mir?" fragt sie, mir das fertige Gewinde hinhaltend, „es ist ein Gruß aus dem Garten ihrer Jugendzeit."

Ich will sprechen, aber sie leidet es nicht.

„Laß, Anna; sie ist dem wilden Leben entrückt; es wird ihr vergeben werden, daß sie den Heimweg suchte, ehe es ihr geboten ward. Ich habe ihr alles verziehen." Und mit einem Aufatmen setzt sie hinzu: „Es ist wie Ruhe über mich gekommen, seitdem ich weiß, sie schläft." Sie legt den Kranz auf den Rasen. „Er soll sich frisch halten, bis du gehst, Anna."

„Sie ist auch nicht ohne Abschied gegangen, Anna," beginnt Elisabeth wieder. „Vorgestern nacht, als ich vor Herzweh und Angst nicht schlafen konnte, weil ich an dem Tage erfahren hatte, daß sie mit der Truppe hier angekommen ist und hier spielen will, stand ich auf und trat ans Fenster der Schlafstube. Es war ungefähr um Mitternacht und der Mond schien hell durch die Wolken. Zuerst sah ich wie immer nur den alten Birnbaum auf dem Rasenplatz. Es war drückend warm in der Stube und ich öffnete das Fenster. Es war eine Nacht wie ein Traum so schön, aber schwül wie vor Gewitter und Regen, und überall schlugen die Nachtigallen. — Plötzlich erblickte ich am Stamm des Baumes eine Gestalt und allmählich unterschied ich den weißen Arm, der sich um den Baum geschlungen hatte, und das weiße Gesichtchen und

die glänzenden Haare darüber. Und ich sah, wie die Augen unverwandt zu mir herüber schauten. Bewegungslos, wie aus Marmor gemeißelt, verharrte sie, und ebenso wie gebannt stand ich an meinem Fenster, und so sahen wir uns an — wie lange, weiß ich nicht. — —

„Was ich alles gedacht habe in diesen Minuten, Anna! — Es war mir so wunderbar, als wäre das nicht mehr unser alter Garten, als hätte sich ein Abgrund aufgethan zwischen dem Hause und dem Baum. Ich wollte den Arm heben und konnte es nicht, wollte rufen: ‚Komm wieder! komm wieder!‘ aber es schien mir unmöglich, wie hätte sie den Abgrund überwinden sollen? Und als ich so dastand und die Schweißtropfen fühlte, die mir auf der Stirn perlten, und doch nicht fähig war, mich zu rühren, und immer nur die stummen heißen Blicke sah, da löste sich die Gestalt von dem Baum und ging, noch immer den Kopf nach mir gewendet, mitten über den mondbeschienenen Rasen. Ich konnte sie jetzt so deutlich erkennen, wie sie mich erkannt haben mußte, Zug für Zug; und dann verschwand sie in der Richtung nach der Gartenmauer hinter dem Gesträuch. Ich hörte, wie sie — sie hat es als Kind so oft gethan — sich über die niedrige Mauer gleiten ließ, hörte das Rollen kleiner Steinchen und leichte Tritte, die sich entfernten, und jetzt vermochte ich zu rufen: ‚Martha! Martha!‘

„Aber es kam keine Antwort! Nur mein Mann wachte erschreckt auf und suchte mich zu beruhigen und wollte mir nicht glauben. Er sagt, es sei eine Sinnestäuschung gewesen; sie meinen ja alle, ich sei krank, aber —“

Sie bricht ab, denn der Oberpfarrer kommt, und wir reden alle drei von dem und jenem, und unsre Herzen sind doch nicht dabei.

Spät abends trage ich den Kranz noch hinaus, aber der Totengräber läßt mich nicht zu der Entschlafenen. „Ich werd's

besorgen," sagt er freundlich, „sehen Sie sie nicht an, Madame, behalten Sie ihr Bild im Gedächtnis, wie es gestern war, — sie sah so lieb aus in dem blauen Kleidchen!"

Indem ich da noch stehe, kommt ein Herr daher — kaum erkenne ich in ihm den Faust von gestern abend. Er sieht so vergrämt aus, so, als ob er über Nacht zwanzig Jahre älter geworden wäre. Ich will mich zum Gehen wenden, da klingt seine Stimme in mein Ohr: „Ach, gnädige Frau, auf ein Wort!"

Natürlich folge ich ihm in die Allee, die den Friedhof ziert; es ist hier tief dämmerig, aber ich kann doch noch das schöne Profil des Mannes erkennen. Er hat den Hut abgenommen und sich das Haar aus der Stirn gestrichen. Offenbar sucht er nach einem passenden Einleitungswort.

„Madame," beginnt er endlich heiser, „Sie haben sie ja näher gekannt, und Ihnen darf ich wohl auch sagen, daß ich —" hier stockt er — „daß ich schuld bin an dem verzweifelten Entschluß. Aber," unterbricht er sich, „Sie wissen wohl gar nicht, daß Tosca meine Braut war? Natürlich nicht," beantwortet er hastig selbst die Frage. „Sie wollte es Ihnen ja nicht sagen, obgleich ich sie täglich darum bat. Sie liebte mich und schämte sich doch meiner Ihnen gegenüber. Und an diesem unseligen Ort habe ich sie gezwungen, zu spielen, aus Eitelkeit, aus Angst, sie zu verlieren. Ich dachte, sie könnte vielleicht noch im letzten Augenblick wieder in das Pfarrhaus flüchten — dann wäre sie verloren gewesen für mich; anders, wenn sie hier auf den Brettern gestanden hatte! Ich habe sie wählen heißen zwischen mir und dem Fernbleiben von der Bühne gestern abend, ich — ich habe, als ihre Kräfte sie verließen, die halb Ohnmächtige wieder auf die Scene geschleppt, und als sie dort unter der Roheit des Publikums zusammenbrach — da warf ich ihr, meiner nicht mehr mächtig, den Ring, den sie mir geschenkt hatte, vor die Füße. — Ich weiß nicht, wie das alles

kam, vielleicht dachte ich, es würde mein Zorn ihren Stolz wecken oder sie zum Spiel bewegen — ich kann nicht Rechenschaft geben davon, weshalb ich es that. Ich hätte ja längst wissen müssen, daß ihre Füße nicht stehen konnten auf so schwankem Boden; sie paßte nicht zu uns, nicht zu mir. Aber ich wollt's nicht glauben, ich hatte sie wahnsinnig lieb."

Ich kann nichts erwidern darauf und gehe still weiter neben ihm. Er bleibt auf einmal stehen. „Und was ist da noch weiter zu sagen," klingt es rauh, „sie ist tot — ich kann sie nicht wieder lebendig machen und wenn ich mein eigenes Leben opfern wollte — ich habe sie aus dem Vaterhaus geführt, ich habe sie in den Tod getrieben — ich —"

Sein sonst so schwermütiges blasses Gesicht hat einen Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes in diesem Augenblick, so daß ich erschrecke. Ich will ein paar Worte des Trostes sprechen und fasse nach seiner Hand, aber er schüttelt die meine ab und mit großen raschen Schritten geht er dem Ausgange des Kirchhofes zu, und ich sehe ihn hinter dem eisernen Gitterthor verschwinden.

Die Totenfrau kommt mir langsam entgegen und nimmt mir den Kranz ab.

„Er muß wohl ihr Liebster gewesen sein," sagt sie, „denn bis jetzt ist er noch nicht viel von ihr gegangen, seitdem sie da liegt. 'S ist ordentlich schauerlich, wie er mit ihr spricht und sie immer wieder um Vergebung bittet, als wäre er schuld an ihrem Tode. Man sieht ja so manches Elend, Madame, aber so hat's mich noch nicht gepackt!"

Am andern Morgen ganz früh hat man sie zur Ruhe gebettet. Als ich eine Stunde später am Kirchhof meine Extrapost halten lasse, hat die Frühlingssonne die Kränze auf ihrem Grab schon welken gemacht. Ich stehe ein Weilchen vor dem Hügel und gehe dann über den grünen stillen Friedhof meinem

Wagen zu; der Postillon knallt mit der Peitsche, die Pferde ziehen an, und als wir an der Friedhofsmauer vorüber sind, bläst er ein Lied, ein lustiges Lied.

Wie das paßt für den taufunkelnden, sonnendurchleuchteten Frühlingsmorgen!

Im Walde schimmern die grünen Tannenspitzchen wie Smaragd, und die jungen Buchenblätter sind förmlich durchsichtig unter den goldenen Strahlen. Langsam fährt der Wagen bergan. Noch einmal wende ich mich um und sehe das Städtchen drunten, die beiden schlanken Kirchtürme und die dunklen Giebel des Pfarrhauses. Ich weiß, jetzt sitzt am Fenster eine stille Frau, der aller Sonnenglanz genommen ward, und ich meine ihre Worte zu hören, die sie gestern gesprochen: „Es ist wie Ruhe über mich gekommen, seitdem ich weiß, sie schläft.“

Am Wegesrand vor mir sitzt unter einer noch fast kahlen Eiche ein Wanderer; er blickt unverwandt hinab zur Stadt. Ich mache unwillkürlich eine grüßende Bewegung, denn ich habe Marthas Bräutigam erkannt. Aber er wendet den Kopf, er will mich nicht sehen; um seinen Mund zuckt es wieder und die Hände, die sich jetzt mit dem Reisetäschchen zu schaffen machen, zittern.

Langsam fahre ich vorüber.

Immer mehr versinkt hinter mir die kleine Stadt, und die weite Welt thut sich auf vor meinen Augen. Der Morgenwind zieht mir entgegen auf der Höhe und trocknet die letzten Thränen, als wollte er mich trösten: „Weine nicht, denn sie ist geborgen, sie wandert nicht mehr auf schwankem Boden — sie schläft!“

Heimburg, Wilhelmine,

Sabinens Freier Auf schwankem Boden. Zwei Novellen von W. Heimburg

Leipzig [1894]